

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse
Band: 15 (1935)
Heft: 2

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen. — Comptes-rendus.

International Bibliography of historical sciences (Internationale Bibliographie der Geschichtswissenschaft — Bibliographie internationale des sciences historiques), edited by the international committee of historical sciences. (Washington), Paris, Colin; Berlin, W. de Gruyter. First Year 1926. L XVII, 366 p. 1930. SF. 15.75. Second Year 1927. L XXX, 430 p. 1932. SF. 26.75. Third Year 1928. C VII, 458 p. 1933. SF. 30.75. Fourth Year 1929. C VII, 497 p. 1933. SF. 31. Seventh Year 1932. C XV, 528 p. 1934. SF. 31.50.

Das mit obigem Titel bezeichnete Unternehmen wurde von der internationalen Historischen Vereinigung am 14.—15. Mai 1926 in Genf auf Grund eines Berichtes ihres Generalsekretärs Michel Lhéritier beschlossen, nachdem die Laura-Spelmann-Rockefeller Memorial Stiftung zunächst für die drei ersten Jahrgänge einen Fonds zur Verfügung gestellt hatte. Die dafür eingesetzte vorbereitende Kommission trat zum ersten Male 1926 in Paris zusammen und bestellte zur Geschäftsführung einen Ausschuß mit Aage Friss (Kopenhagen) als Vorsitzendem und M. Lhéritier (Paris) als Sekretär. Dann löste sich die vorbereitende Kommission auf, und an ihre Stelle trat ein Arbeits-Ausschuß mit Hermann Reincke-Bloch (Breslau) als Vorsitzendem, Vincenzo Ussani (Rom) als Stellvertreter und P. Caron (Paris) als Sekretär, zu denen auf dem internationalen Historikerkongreß in Oslo 1928 noch J. H. Baxter (Saint Andrews) und J. Susta (Prag) als Beisitzer kamen. An Stelle des Vorsitzenden, der schon vor dem Erscheinen des ersten Jahrgangs am 1. Januar 1929 starb und dessen Andenken der erste Band gewidmet ist, wurde auf der dritten Tagung der Vereinigung zu Venedig 1929 Robert Holtzmann (Halle, jetzt Berlin) zum Vorsitzenden gewählt. Später erfolgten noch weitere Veränderungen in der Redaktions-Kommission, indem Baxter den Vorsitz übernahm, R. Holtzmann als Beisitzer fungiert. Diese Kommission gab den 3., 4. und 7. Jahrgang heraus. Bei dem 7. trat noch hinzu Mgr. G. Lacombe (Washington). Die Redaktion und Drucklegung besorgte P. Caron, der in bibliographischen Werken sich schon bestens erprobt hatte.

Die Internationale Bibliographie steckt ihr Arbeitsgebiet neben den nationalen Bibliographien in der Weise ab, daß sie nur Arbeiten berücksichtigen will, die auf die Beziehungen der Staaten und Völker unter einander Bezug haben. Schriften, die nur ein einzelnes Land (oder Provinzen und einzelne Städte) betreffen, werden grundsätzlich ausgeschlossen, wenn auch umfassende Gesamtdarstellungen eines Landes wegen der darin behandelten Beziehungen zu andern Ländern wohl vermerkt werden. Alle rein politi-

schen Arbeiten der neuesten Zeit werden hingegen ausgeschieden. Für jedes Land wurden Bearbeiter gesucht, welche die so in Betracht kommenden Titel dem Ausschuß einzusenden haben, der sie sichtet. Für die Schweiz wurden zu dem 1. und 2. Jahrgang Frl. H. Wild und R. Steiger in Zürich herangezogen, für die folgenden Bände Bibliothekar W. Meyer in Bern, der verdiente Herausgeber des Jahresbibliographie für die Zeitschrift für schweiz. Geschichte.

Nicht geringe Schwierigkeiten bereitete die Einteilung des Stoffes, und bald erwiesen sich neue Unterabteilungen als notwendig. Die Hauptgruppen sind: Hilfswissenschaften, Handbücher und allgemeine Werke, Vor- und Frühgeschichte, die Völker des alten Orients, Griechische Geschichte, Römische Geschichte, Geschichte der alten Kirche bis auf Gregor den Großen, Byzantinische Geschichte seit Justinian, Geschichte des Mittelalters, Neuzeit: allgemeine Werke, Religionsgeschichte der Neuzeit, Bildungsgeschichte der Neuzeit, Rechts- und Verfassungsgeschichte der Neuzeit; Geschichte der Beziehungen zwischen den modernen Staaten; Asien, Afrika bis zur Kolonisation, Amerika bis zur Kolonisation.

Alle Titel sind dann in zwei Kolonnen gleich gedruckt, natürlich durchnummeriert. Meist wird der Seitenzahl auch der Preis beigefügt. Man sollte aber dabei Schweizer Franken und Französische Franken unterscheiden. Voraus geht eine Liste der Abkürzungen für Zeitschriftentitel. Am Schlusse folgt ein alphabetisches Register der Namen von Autoren und behandelten Personen und ein geographisches Register, bei dem die Redaktion nicht mit Unrecht sich manche Kritik erwartet. Wenn auf das Schlagwort Deutschland oder Frankreich mehr als 200 Nummern ohne weitere Unterscheidung folgen, so wird man es aufgeben, auf diesem Wege weiter zu suchen. Aber auch bei der Schweiz mit 66 Nummern wird man eine solche Liste als beschwerlichen Führer ansehen. An der typographischen Anordnung wird sonst kaum etwas auszusetzen sein.

Daß im einzelnen dieser oder jener Titel vermißt, anderes als überflüssig angesehen wird, ist bei solchen Bibliographien unausbleiblich, ebenso daß manche Titel ungenau sind. Wir vermissen f. 1926: Hughes V. R., The R. R. Richard Luke, First Bischof of New York (Paris, *Libr. d. jeunes*); f. 1927: Weber E., Vinzenz Pallotti (Limbg. a. d. Lahn); f. 1928: Ter Braek M., Kaiser Otto III (Amsterdam, Clausen); f. 1932: Undreiner G. J., Rob. Wingfield, 1. engl. Gesandter am deutsch. Hofe (Freib. Schw.); Thürlemann J., Erasmus v. Rotterd. u. J. L. Vives als Pazifisten (ebenda); Crepeau R., Un apôtre dominicain aux Etats-Unis, P. Mazzuchetti (Paris, Gigord). Zu einigen grundsätzlichen Fragen der Anlage möchten wir uns erlauben, eine andere Meinung vorzubringen. Die Jahrgänge einzelner Zeitschriften nur als solche unter den Titeln anzuführen, scheint uns nicht notwendig zu sein; man könnte sich doch mit der Liste im Abkürzungsverzeichnis der Zeitschriften begnügen. Gelegentlich sind Bemerkungen über den Inhalt angegeben, deren Notwendigkeit man nicht einsieht. Ebenso könnten Auf-

sätze fortfallen, die nur Sammelreferate sind. Hat es auch einen Zweck, Hinweise auf Rezensionen zu bringen? Es geschieht das nur gelegentlich, ist deshalb sehr lückenhaft und der Willkür oder dem Zufall überlassen.

Mehr Gewicht könnten vielleicht einige allgemeine Bedenken haben. Der Erfolg des zweifellos verdienstlichen Unternehmens hängt sehr davon ab, daß es recht viele Abnehmer findet und festen Gruppen ein unentbehrlicher Ratgeber wird. Zu diesem Zwecke müßte zunächst darauf gesehen werden, daß das Jahresverzeichnis möglichst bald nach dem abgelaufenen Jahre erscheint. Das sehen die Herausgeber wohl ein. Sie haben die Jahrgänge 1928 und 1929 zugleich im Jahre 1933 herausgebracht, den von 1932 im Jahre 1934, und in Aussicht gestellt, den von 1930 vor Ende 1934, die von 1931 und 1933 im Laufe von 1935 zu veröffentlichen. Möchte es ihnen gelingen! Sie bleiben aber dann immer noch um 2 Jahre zurück. Bei der Benutzung einer solchen Jahresbibliographie legt man doch den größten Wert darauf, die neueste Literatur zu kennen, denn sonst muß man noch anderswo suchen. Ein zweites Bedenken betrifft den Umfang des Arbeitsgebietes. Man will die ganze Geschichte umfassen. Ist das nicht zu viel? Und hindert das nicht die Gewinnung eines festen Abnehmerkreises, indem man manchen etwas bieten will, die gar nicht besonders danach verlangen? Es gibt so abgeschlossene Forschungsgebiete (wie die alte Geschichte, die Urgeschichte Afrikas und Amerikas), daß die auf diesem Gebiete Arbeitenden stets nur ihre Spezialzeitschriften für die neueste Literatur heranziehen werden, andere aber für diese Abschnitte kein Interesse haben. Wenn man den Nachdruck auf internationale Beziehungen legt, wäre es da nicht zweckmäßiger, sich festere Schranken zu setzen, bei denen ein einheitlicher Gedanke maßgebend ist? Könnte man sich nicht darauf beschränken, die Kulturentwicklung des Abendlandes oder Europas mit seinen Kolonien als Maßstab für die Beschränkung anzunehmen? Dann wäre eine innere Einheitlichkeit da, und mit der Beschränkung hätte man vielleicht auch die Möglichkeit, jeweils schneller mit einem Jahrgang fertig zu werden. Denn bei der jetzt befolgten Anlage wächst die Zahl der Nummern ständig. Der 1. Jahrgang enthielt 4908 Nummern, der 7.: 6722! Und damit steigt auch der Preis. Ich befürchte, daß das Unternehmen sonst in die Gefahren kommt, die das Sprichwort andeutet: Qui trop embrasse, mal étreint.

Freiburg.

G. S c h n ü r e r.

Dr. M. FELDMANN, Redaktor. «*Wie entstand die Gemeinde?* Aus der Gemeindegeschichte des Kantons Bern». (Sep.-Abdr. aus der Neuen Berner Zeitung) 1934. 19 S.

Die Schrift bietet einen hübschen, leicht verständlich geschriebenen Überblick über die Geschichte der bernischen Gemeinden bis zur Annahme der geltenden bernischen Kantonsverfassung vom 4. Juni 1893. Das geltende Gemeindegesetz vom 9. Dezember 1917 ist nicht berücksichtigt. In richtiger Weise ist verfolgt, wie sich die Landgemeinden aus privatwirtschaftlichen

Vereinigungen, die auf der gemeinsamen Nutzung der Allmenden und der gemeinsamen Bewirtschaftung der Ackerzelgen und Matten beruhten, zu den öffentlichrechtlichen und persönlichen Bürger- und Einwohnergemeinden ausgestaltet haben. Es ist anerkennenswert, daß sich der Verfasser bemüht, den zahlreichen Lesern der von ihm redigierten Tageszeitung den Blick auf die Geschichte unserer heutigen Einrichtungen zu weiten und zu klären.

B e r n.

H e r m a n n R e n n e f a h r t.

RICHARD GAETTENS: *Der Fund von Ludwiscze*. Ein Schatz deutscher und skandinavischer Denare des XI. Jahrhunderts. Halle a. S. A. Riechmann 1934. 107 S., 12 Tafeln und 1 Karte.

Über das Münzwesen des ganzen deutschen Gebietes vom 9. bis zum 12. Jahrhundert wissen wir in der Hauptsache nur aus den massenhaften Schatzfunden des slavischen Ostens von der Elbe bis hinüber zur Wolga und weiter des skandinavischen Nordens von Norwegen bis zum Peipussee wirklichen Bescheid. Dieses ganze Gebiet muß mit dem deutschen Reich in lebhaften Wirtschaftsbeziehungen gestanden haben, sodaß alle deutschen Münzstätten jener Jahrhunderte in den slavischen und skandinavischen Funden vertreten sind. Jeder neue große Fund, der genau untersucht wird, bringt uns denn auch neue Aufschlüsse und rundet unsere Kenntnisse ab. Deshalb ist es dankenswert, daß ein zu Anfang des Jahres 1934 in Ludwiscze bei Grodno (Polen) gehobener Schatz von 650 Denaren aus der Zeit um 1060 in der vorliegenden schönen Veröffentlichung eine klare und zuverlässige Verzeichnung gefunden hat. Wenn nur viele dieser Münzfunde eine ähnliche erschöpfende Bearbeitung finden würden!

Die Münzstätten Oberdeutschlands und vor allem die aus Schwaben, damit also auch die schweizerischen, sind in der Regel in allen diesen Funden sehr viel weniger stark vertreten als die norddeutschen und niederländischen. Oberdeutschland muß also mit dem Wirtschaftszug, dem diese Schätze ihre Anhäufung verdanken, nur lose zusammen gehangen haben und zwar wird dieser Zusammenhang umso spärlicher, je weiter man nach Südwesten vorrückt. Dem entspricht es auch, daß im vorliegenden Funde aus Schwaben nur Straßburg ansehnlich vertreten ist, während daneben noch Esslingen, Augsburg und besonders Konstanz vorkommen. Aus der Schweiz erscheint nur Zürich mit einem recht zweifelhaften Stück.

A a r a u.

H e k t o r A m m a n n.

JAKOB STELZER, *Geschichte der Gemeinde Meilen*. Verlag der Mittwochsgesellschaft Meilen 1934. 262 S.

Jeder Verfasser einer Ortsgeschichte befindet sich in einer Zwiespältigkeit. Soll er durch gründliche Untersuchung eines eng begrenzten Themas einen Baustein zur Lösung wissenschaftlicher Fragen beitragen oder soll er eine angenehme, für einen größern Leserkreis bestimmte Erzählung schreiben? Eine Vereinigung der beiden Forderungen ist, besonders für das Mittelalter, nicht leicht, umso mehr als der Auftraggeber in der Regel mehr

die zweite erhebt. Die vorliegende Arbeit kann weder nach der einen noch nach der andern Seite befriedigen. Das gilt vor allem für die Kapitel, die von Ernst Hunziker stammen und dabei insbesondere für das Kapitel «Die Gerichte». Für Meilen liegt zur Behandlung dieser Fragen ein zweifellos interessantes Material vor, das auch eine populäre Darstellung mit wissenschaftlichem Wert erlaubt hätte. Statt dessen wird eine Unmenge von z. T. unwesentlichen Einzelheiten aufgezählt, wobei fröhlich in allen Jahrhunderten herumgesprungen wird und sich die Jahrezahlen auf jeder Seite häufen. Dies geschieht in einer oft einfach unmöglichen Ausdrucksweise, die den Sinn manchen Satzes dunkel läßt (Man lese etwa die Seiten 52—55!). Auch in andern Kapiteln hätte sich für Meilen Charakteristisches viel besser hervorheben lassen, so z. B. im Abschnitt über das Volksleben; dafür hätte Unwesentliches weggelassen werden können.

Trotzdem weist das Buch einige interessante und aner kennenswerte Kapitel auf, dort nämlich, wo die politische Stellung der großen Zürichseegemeinde zur Darstellung kommt. Da ist es z. B. interessant zu hören, daß Meilen schon 1460 gegen die von Zürich zum Ankauf von Eglisau erhobene Steuer protestierte. Am besten ist wohl das Kapitel über die Reformation gelungen, wo die Ereignisse in Meilen gut mit dem Geschehen jener Jahre in Verbindung gebracht sind. Das gleiche gilt für die Behandlung der Revolution. Hier wird einem der ganze Unterschied bewußt, der zwischen den rebellischen Seegemeinden und den noch treu zum Regime stehenden Orten in einzelnen andern Kantonsteilen bestand. In Meilen herrschte der energische Wille zum Sturze der städtischen Vorherrschaft (vgl. S. 188 ff.).

Auch zum Methodischen wäre einiges zu sagen, doch seien nur zwei Dinge hervorgehoben. Die Voranstellung des Jahres in Daten im Text geht unter keinen Umständen an. Entschließt man sich schon die Siglen der Quellennachweise in Fraktur zu drucken, sollten sie erst recht kurz sein, weil sonst unleserlich, und keinesfalls sechs Buchstaben umfassen, was mit eng angeschlossenen Signaturen ganz unmögliche Gebilde ergibt.

Die vorzügliche Illustration, bei der die Qualität der Quantität vorgezogen wurde, ist geeignet mit manchem, das zu Kritik Anlaß gibt, zu versöhnen.

Fl a a c h.

P a u l K l ä u i.

ADOLF HALLER: *Chronik von Turgi*. Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Gemeinde Turgi. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau 1934.

Im Juli 1934 feierte Turgi sein fünfzigjähriges Bestehen als selbständige Gemeinde. Für diesen Anlaß wurde Bezirkslehrer Haller in Turgi mit der Abfassung einer Festschrift betraut, der uns nun auf Grund einläßlicher und sorgfältiger Quellenstudien ein reich illustriertes Bändchen von 166 Seiten vorlegt. Der Verfasser, der auch als Dichter im Aargau einen angesehenen Namen besitzt, hat sich nicht damit begnügt, uns nur die Geschichte der jungen Industrie-Gemeinde Turgi aufzuzeigen, sondern er verfolgt auch die

Schicksale der Muttergemeinde Gebenstorf bis in die ältesten Zeiten. Ausgehend von einer knappen, allgemein verständlichen geologischen Einleitung berührt er die verschiedenen vor- und frühzeitlichen Funde der Gegend, tritt eingehend auf die kirchlichen Verhältnisse ein und entwirft sehr interessante kulturhistorische Bilder aus den Zeiten der Untertanenschaft, der Bruderkriege, der Franzosenzeit usw. Nach dreißigjährigem, oft höchst dramatischem Kampf wurde Turgi 1884 vom alten Bauerndorfe Gebenstorf losgelöst.

Von großer Bedeutung sind die Kapitel über die Entwicklung der Industrie in Turgi. Weitsichtige Männer waren hier am Werke, denen das junge, rasch aufblühende Gemeindewesen überaus viel zu verdanken hat. Unzählige von Reisenden fahren alljährlich an dem aufstrebenden Industrieorte vorbei, sie werfen vielleicht einen flüchtigen Blick auf die Fabriken der von der Limmat umspülten Halbinsel, ohne eine Ahnung davon zu haben, was sich hier alles im Laufe der letzten Jahrzehnte abspielte. Wer sich in das sehr fein geschriebene Büchlein von Adolf Haller vertieft hat, dem wird jene eigenartige Landschaft lebendig und er dankt dem Verfasser für seinen wohl gelungenen Beitrag zur Heimatgeschichte des Aargaus.

Seengen.

R. Bosch.

BERNHARD SCHMID, *Das Cistercienserkloster Frienisberg (Aurora) und seine Grundherrschaft (1138—1528)*. I. Teil: Bis Ende des 13. Jahrhunderts. XVI + 192 Seiten. Buchdruckerei Karl Baumann. Bern 1933.

Die vorliegende Arbeit ist der I. Teil einer Monographie, die als Ganzes « die Geschichte des Klosters bis zu seiner Aufhebung im 16. Jahrhundert umfassen und für einen weiteren heimatkundlich interessierten Leserkreis zur Darstellung bringen soll » (Heimatkundliche Monographien des Seelandes).

Einleitend beschreibt der Verfasser den geographischen und politischen Charakter der Landschaft um Frienisberg und die Ordensgründung von Citeaux mit ihrer Ausstrahlung nach Osten. Frienisbergs Stiftung (1131/8) erfolgte zu gleicher Zeit wie die Gründung einer ganzen Reihe von Cistercienserklöstern im burgundisch-süddeutschen Gebiet. Die eigentliche Fortsetzung der Einleitung bildet nicht das I., sondern das II. Kapitel über « Frienisberg als Cistercienserkloster (a. Der Geist des Ordens; b. Die Ordensverfassung; c. Wirtschaftsorganisation und -Politik des Ordens und die Arbeit der Mönche) ». Dieser Teil will nicht die Resultate eigener Forschung bieten, sondern dem Bedürfnis des nicht mediaevistisch gebildeten Leserkreises Genüge tun (vgl. Vorwort). Zwischen der Einleitung und dieses allgemein gehaltene II. Kapitel schiebt sich das I.: « Die Gründung des Klosters und seine Anfänge (bis um 1200) ». Von Frienisberg aus, dessen Schicksale während des ersten halben Jahrhunderts ziemlich im Dunkeln liegen, wird 1161 das (Tochter) Kloster Tennenbach im Breisgau gegründet. Aus verschiedenen Anzeichen schließt der Verfasser auf eine Krise in Frienisberg

(1160—1180), deren mögliche Gründe er sorgfältig erwägt, ohne aber zu einem sicheren Resultat zu gelangen. In einem dritten Kapitel über « Die Zeit des ausschließlichen Eigenbaues » kommt die Entwicklung der Grundherrschaft zu Wort. Schmid gibt eine genaue Beschreibung des Umfangs der 8 Grangien und ihrer Bedeutung innerhalb der klösterlichen Wirtschaft. Das IV. Kapitel: « Die allgemeinen kirchlichen Freiheiten des Ordens und der Streit um die Befreiung der Cist. vom Zehnten » lenkt den Blick wiederum von den lokalen Verhältnissen weg auf die Stellung des Klosters im Gefüge der Kirchenorganisation. Aus den Bestimmungen des päpstlichen Privilegs von 1233 werden zwei herausgegriffen und mit den lokalen Urkunden konfrontiert (Exemtion vom Diözesan und Befreiung vom Zehnten des Selbstgebauten), wobei deutlich wird, wie Frienisberg an den cisterciensischen Eigenheiten im Exemtionswesen teil hat. Im V. Kapitel über « Das Aufgeben des ausschließlichen Regiebetriebes und die Ausdehnung des Klosterbesitzes über die umliegenden Dörfer seit Mitte des 13. Jahrhunderts » stellt Schmid dann die Wandlung dar, die sich in der Grundbesitzpolitik und Wirtschaft des Klosters um 1250 vollzieht. Damals werden erstmals Einkünfte (Zehnten!) aus fremden Gütern erworben. Die 2. Hälfte des Jahrhunderts sieht eine ganze Reihe von Käufen, die nicht mehr Grund und Boden, sondern Rechte auf Abgaben betreffen (Twing und Bann, Kirchensatz etc.) Eine Rückschau auf die äußere Entwicklung (S. 100 ff.), die tabellarische Zusammenstellung des Besitzes um 1300, der Erwerbungen und Veräußerungen, sowie die umsichtige Kommentierung der Übersichten geben einen nachhaltigen Eindruck vom Aufschwung und der Kraftentfaltung dieses Wirtschaftskörpers. Neben der eigenen Leistungsfähigkeit kam dem Kloster die Verarmung des umliegenden Adels zugute. Wie aber gegen Ende des 13. Jahrhunderts auch aus bürgerlichen Händen ihm Grundbesitz und Rechte zuflossen, beleuchtet kräftig die Episode des Streites um die Güter der Mechtild von Seedorf, der Witwe eines reichen Bürgers aus Bern (1284—86). Ihre Darstellung erfolgt im VI. Kapitel. Es wird dabei ersichtlich, wie rücksichtslos und erfolgreich die Mönche ihre Interessen zu verteidigen wußten. In Kapitel VII über « Äbte, Prioren und Kellner . . . » erfährt die Frage der persönlichen Beziehungen zwischen Kloster und Umwelt noch weitere Erörterung. Ist es Zufall, daß das Umsichgreifen des Klosters nach 1250 in die Regierungszeit von Abt Ulrich fällt, welcher der Ministerialenfamilie von Froburg angehört? Während seine Vorgänger vor allem als Vertrauensmänner der Kurie in Erscheinung treten, kann er sein Ansehen im Lande nützen. — Das Schlußkapitel endlich bringt die verfassungsgeschichtliche Position des Klosters zur Sprache (« Frienisbergs Stellung nach außen: a. die Kirchenvogtei vor und nach dem Investiturstreit; b. die tiersteinische Kastvogtei; c. Vogtfreiheit und Gerichtsstand des Klosters; d. die Schutzvogtei; e. Frienisbergs äußere Stellung bis Ende des 13. Jahrhunderts »). Schmid kommt (S. 180) zu folgender Zusammenfassung: Frienisberg sei Ende des 13. Jahrhunderts 1. vogtfrei (die bisherige Auffassung, daß die Tiersteiner Kastvögte des

Klosters gewesen seien, wird abgelehnt); 2. dem Landgrafen für *causae maiores* unterstellt; 3. mit der «engeren Immunität» auf den im Eigenbau bewirtschafteten Gütern begabt, und 4. infolge Vogtfreiheit und «engerer Immunität» frei von Zöllen, Steuern und Abgaben. Da die Cistercienser anstelle der *advocatia* im allgemeinen nach dem Schutz (= *defensio*) eines hohen Herrn streben, diese Schutzvogtei für Frienisberg aber (obschon wahrscheinlich) nicht nachweisbar ist, vermutet Schmid, daß in den Augen des Klosters die Burgrechte mit Biel (1251), Aarberg (1251) und Neuenstadt (1257/8) die Funktionen jener *defensio* zu erfüllen hatten. Wahrscheinlich bestand auch mit Bern ein solches Burgrecht.

* * *

Die Schrift von B. Frieden, *Das Kloster Frienisberg* (1872) wird von Schmid's Arbeit nicht nur durch die umfassendere Quellenverwertung überholt, sondern vor allem auch durch die Einfügung des Klosters in den Zusammenhang der cisterciensischen Ordensgeschichte und in die rechtlich-politischen Verhältnisse des 12. und 13. Jahrhunderts. Diese ist die erste wissenschaftlich brauchbare Darstellung der Geschichte von Frienisberg und stellt sich als wertvolle Bereicherung des Bestandes neben die älteren Forschungen über die Klöster der burgundischen Landschaft. Den von französischer Seite neuerdings gerne befolgten Kanon für Klostergeschichten, wie er in der *Revue d'hist. de l'église de France* 12 (1926, p. 417 ff) niedergelegt ist, benützte der Verfasser nicht. Angesichts des lückenhaften Quellenmaterials hätte sich vielleicht im Interesse einer klaren, eingängigen Disposition Nutzen daraus ziehen lassen (vgl. neuestens Pittet, *l'abbaye d'Haute-riive au moyen âge*, *Arch. soc. d'hist. Fribourg*, XIII. 1934). Andererseits ist so jedes Gerede über Unbelegbares vermieden worden, und — was ebenso wesentlich ist — aus dem Ganzen wurde nicht eine Inventuraufnahme, sondern die Darstellung eines Wachstumsprozesses.

In den meisten Teilen handelt es sich allerdings um Untersuchung und Herstellung von Analogien zu ordensverwandten Klöstern. Letzterem Unterfangen müßte man mit größtem Mißtrauen begegnen, hätte der Verfasser nicht dadurch das methodische Prinzip gerechtfertigt, daß er die unter den Cistercienserklöstern herrschende Gleichheit der innern Organisation und der Lebensweise eingehend erläuterte. Im Einzelnen müssen so freilich gewisse Punkte strittig bleiben.

Zu berichtigen ist S. 2, daß Burgund erst 1033 unter Konrad II. ans Reich kommt. Das S. 84 benützte Urkundenregest aus F. r. B. II, Nr. 41 ist nicht nur für die unsinnige Übersetzung von «*grangia*» mit «*Grenchen*» (wie Schmid richtig bemerkt), sondern auch für die Stelle «auf Geheiß des Kaisers...» zu korrigieren nach der Richtigstellung, die in *Quellenwerk z. Entst. d. Schweiz*. Eidg. I, 1. (1933) No. 286, Anm. 5, enthalten ist.

Fraglich bleibt (S. 67), ob die Formulierung «*apud Grangia in Frienisperc*» Grund genug ist für die Annahme, daß der Hof schon vor dem Kloster bestanden habe. In der Stiftungsurkunde müßte er doch erwähnt

werden. Der Satz: (S. 180) «Aber nicht als *advocatia* ... sondern lediglich als *defensio* ... wollten die Mönche dem weltlichen Herrn diese Rolle (des Schützers) zuerkennen» ist etwas gewagt formuliert. Der S. 187 in diesem Zusammenhang angezogene Rüeeggisberger Schutzbrief von 1224 hat noch die Formel: «*cum ... nos proprio motu sibi elegerint in advocatum et defensorem*». Erst F. r. B. II, Nr. 147, S. 159, hat aus der Kanzlei Friedrichs II. den für das Kloster weniger verfänglichen Ausdruck «*in protectionem recipere*». In diesem Zusammenhang ist auch die Äußerung auf S. 188/9 in Frage zu stellen, wonach das Aarberger Burgrecht «möglichst direkte Bezug» nehme «auf ein uns heute verlorenes kaiserliches Privileg des Klosters, das wir uns im Sinne der «kaiserlichen Schutzvogtei» lautend vorstellen dürfen». Der lateinische Text hat nämlich: «*sicuti in aliis civitatibus et villis ipsi et alii religiosi solent habere imperiale libertate domos absolutas*» (F. r. B. II, S. 344). Das scheint weniger auf ein spezielles Frienisbergerprivileg als auf Anpassung an die den Cist. und andern Orden gegenüber im allgemeinen befolgte kaiserliche Exemptions- und Protektionspolitik hinzudeuten. Zu stark in Zweifel gezogen wird dagegen die Angabe des Tennenbacher Necrologiums (MGH. Necr. I. 338): «Hesso, primus abb. de Frienisberg...», wenn es S. 133 heißt, es sei ungewiß, ob Abt Hesso (urk. allerdings erst ab 1146) Vorgänger im Amte hatte. — Unklar bleibt S. 125 die «weltliche Gewalt», welche den Mönchen beim Überfall auf das Brunnadernkloster 1286 beigestanden haben soll.

Textlich unbefriedigend sind die ungenaue Wiedergabe der Zitate (S. 84, 115, 117, 142/3 etc.), die unverständliche Stelle auf S. 63 Mitte und viele Druckfehler.

Eine Materialergänzung ergibt sich heute aus dem Quellenwerk z. Entst. d. Schw. Eidg. I, 1. (1933). Unter No. 699 findet sich dort das Regest einer Urkunde, welche den Abt von Aurora in den Streit zwischen Citeaux und Kappel um die Visitation Frauenthals verwickelt zeigt, und welche außerdem zwischen Abt Heinrich (urk. 1249 bis 1251) und Abt Ulrich von Froburg (urk. 1255 bis 1269) den neuen Namen «*frater Thomas*» (urk. 1253) in die Abtliste einschleibt.

Für einige Fragen muß man sich auf den zweiten Teil der Arbeit vertrösten lassen, so für die Baugeschichte (S. 39), und für die Beziehungen Frienisbergs zum Mutterkloster Lützel (S. 177).

Diesen kleinen Aussetzungen und Ergänzungen stehen die großen Activa der Arbeit gegenüber, von denen wir nur mehr wenige hier erwähnen können. Schmid nimmt mit C. Roth die Echtheit der Stiftungsurkunde von 1131 an und erklärt den Widerspruch ihres Datums zur Ordenstradition (1138) mit Verzögerungen im Bau u. a., welche zur Folge hatten, daß das 1131 gestiftete Kloster erst 1138 vom Convent bezogen wurde. Der lateinische Name «Aurora» wird entgegen den bisherigen populären Deutungen als Symbol für Maria aus der cisterc. Marienverehrung abgeleitet. Die einleuchtende Darstellung des Zusammenhangs zwischen dem Weltfluchtstreben

und dem Wirtschaftsprinzip des Eigenbaus (S. 51 ff.) gibt eine Folie ab, auf der sich die « Verweltlichung » des 13. Jahrhunderts wirkungsvoll abhebt. Im Streit um die Güter der Mechtild von Seedorf werden « bisher unbeachtete Zusammenhänge » von der Grundherrschaftspolitik des Klosters aus klargestellt. In der Folge jenes Streites tritt der Abt von Frienisberg vor das weltliche Gericht des Landgrafen; auf diese Tatsache stützt Schmid vorwiegend seine Auffassung von der Vogtfreiheit des Klosters (S. 126—169). Darüber und über den Gerichtsstand des Cistercienserklosters überhaupt werden verfassungsgeschichtlich sehr belangvolle Dinge ausgeführt. Der Verfasser läßt sich hierin vor allem leiten durch Hans Hirsch's « Klosterimmunität ». Wenn man sieht, wie die Mönche alle niederen Vogteirechte (welche es neben der Kastvogtei gab) in eigener Hand zu vereinigen trachteten, was einer « Aufhebung des ursprünglichen Sinnes jeder Vogtei » gleichkommt (S. 173), wie sie dadurch zwar als Grundherren einer Sonderstellung innerhalb der Landgrafschaft verlustig gingen, sich aber die « engere Immunität », welche das unmittelbare Klostergebiet beschlug, zu sichern wußten, und wie sie diese « engere Immunität » auf alle selbstbebauten Güter ausdehnten (S. 178), um auf diese Weise eine unbehelligte Zwischenposition zu erlangen, so weiß man nicht, ob man den darin zum Ausdruck kommenden geistlichen Willen zur Lösung von allem Laienrecht oder den Angriff auf die Geschlossenheit der reichsrechtlichen Institutionen höher veranschlagen soll. Schmid's Ausführungen über den Schutz, den die Cistercienser trotzdem suchen mußten, über die Ersetzung dieser defensio durch Burgrechte mit Städten wie im Falle Frienisberg, und über die später von hier aus erfolgende « Unterwerfung der Klöster unter die Landeshoheit der neuen Stadtstaaten » lassen das Scheitern des cisterciensischen Sonderstrebens an der Heraufkunft jener neuen politischen Gebilde erkennen. Bern wird Frienisberg in Schutz und Beschlag nehmen. Doch darüber wird der zweite Teil von Schmid's Arbeit berichten.

Bern.

Hans von Greyerz.

Neue Beiträge zur schweizerischen Wirtschaftsgeschichte.

KARL OTTO MÜLLER: *Welthandelsbräuche (1480—1540)*. Band V der Deutschen Handelsakten des Mittelalters und der Neuzeit. Hg. durch die Historische Kommission bei der Bayrischen Akademie der Wissenschaften. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1934. 380 Seiten.

PAUL KÖLNER: *Die Safranzunft zu Basel und ihre Handwerke und Gewerbe*. Basel, Benno Schwabe 1935. 684 S.

PAUL GUGGISBERG: *Der bernische Salzhandel*. Bern, Bernische Staatskanzlei 1933. 71 S.

GOTTHOLD APPENZELLER: *Das solothurnische Zunftwesen*. Solothurn, Gaßmann 1933. 227 S.

ROBERT FREY: *Das Fuhrwesen in Basel von 1683 bis 1848*. Dissertation Basel 1933. 160 S.

Die große Quellenveröffentlichung Karl Otto Müllers betrifft nicht unmittelbar die schweizerische Wirtschaftsgeschichte, denn es handelt sich hier um eine Sammlung von Aufzeichnungen des großen Augsburger Handelshauses der Paumgartner über die Handelsbräuche im gesamten oberdeutschen Handelsgebiet zu Beginn der Neuzeit. Schweizerische Dinge werden dabei nur wenige gestreift, so etwa die Genfer Messen; wir erhalten aber ein Bild der gesamten Weltwirtschaft, soweit sie für die damaligen oberdeutschen Kaufleute und mit ihnen auch für den Handelsstand von St. Gallen und seinem Bezirk der ostschweizerischen Leinwandindustrie, von Zürich, Basel, Bern usw. von Bedeutung war.

Die Paumgartner haben diese Aufzeichnungen für die Zwecke ihres Hauses angelegt, was natürlich eine gewisse sachliche Einschränkung bedeutet, da ein Handelshaus sich nicht für alle Zweige des Handels interessierte. Aber trotzdem bilden diese privaten Notizen insgesamt eine im Blickfeld umfassende Gesamtschau der Handelsbräuche. Sie läßt sich nur mit den berühmten Handelsbüchern der Italiener Pegolotti und Uzzano aus der Mitte des 14. und der Mitte des 15. Jahrhunderts vergleichen oder mit der Aufstellung des Venetianers Pazi um 1500; in Deutschland hat der Nürnberger Lorenz Meder 1558 eine ähnliche Zusammenstellung im Druck herausgebracht. Diese ist aber nicht so umfassend, da die Paumgartner auf dem unbedingten Höhepunkt des oberdeutschen Handels um 1500 nicht nur ganz Mittel- und Südeuropa beobachteten, sondern von Portugal aus sich auch für das neuentdeckte Indien interessierten. So sind die Aufzeichnungen der Paumgartner eine erstklassige handelsgeschichtliche Quelle, die internationale Bedeutung beanspruchen darf. Die Entdeckung dieser Bände durch Aloys Schulte, den Altmeister der oberdeutschen Wirtschaftsgeschichte, und die Veröffentlichung in so musterhafter Form durch K. O. Müller bedeutet also für die Wirtschaftsgeschichte ein Ereignis.

In derartigen Zusammenstellungen müssen natürlich alle möglichen Fachausdrücke in Masse vorkommen. Karl Otto Müller hat auf ihre Erklärung besondere Arbeit verwendet. Sein ausführliches Wort- und Sachverzeichnis bedeutet deshalb für jeden, der sich mit den romanischen Handelsausdrücken, Warennamen usw. des Mittelalters zu befassen hat, ein willkommenes Hilfsmittel.

* * *

Die Zunftgeschichte der so ausgeprägten Zunftstadt Basel hat seit dem epochemachenden Buche Traugott Geerings über Handel und Industrie der Stadt Basel, das sich in erster Linie auf die Bearbeitung der Zunftarchive stützte, noch manchen wertvollen Beitrag erhalten. Paul Kölner hat selbst schon verschiedene von ihnen geliefert. In der Geschichte der Safranzunft legt er uns heute jedoch die umfangreichste und bedeutsamste zunftgeschichtliche Arbeit seit Geering vor. Die Safranzunft, die Gesellschaft der Krämer, eignet sich infolge ihrer wirtschaftsgeschichtlichen Bedeutung besonders gut für eine eingehende Bearbeitung; ihr Zunftarchiv muß an-

gesichts seiner außerordentlichen Reichhaltigkeit zu einer ausführlichen Darstellung geradezu verlocken.

Kölner legt uns im ersten Teil seines fast 700 Seiten umfassenden Buches zunächst einige Hauptseiten des Zunftlebens klar. Das Hauptstück der Arbeit bildet jedoch eine Schilderung all der verschiedenen kleinen Handwerkszweige, die im Verlauf der Jahrhunderte in der Krämerzunft ihr Unterkommen fanden; man findet da zum Beispiel die Apotheker, Pergamentler, Seckler, Nestler, Nadler, Baretlimacher, Strumpfwirker, Paternosterer, Papierer, Buchdrucker und Buchhändler, Perückenmacher usw. Insgesamt ziehen so 39 Gruppen von Spezialhandwerkern oder Kaufleuten an uns vorüber, jede einzelne auf Grund einer Unzahl von Einzelheiten in ihrer baslerischen Entwicklung und Tätigkeit geschildert. In diesen 300 Seiten steckt eine derartige Masse von Tatsachen, daß dieser Teil des Kölner'schen Buches für die Wirtschaftsgeschichte eine unerschöpfliche Fundgrube sein wird.

Dazu gesellt sich nun als drittes Hauptstück der Arbeit eine nach denselben Handwerkszweigen gegliederte Liste aller Zunftaufnahmen vom Einsetzen der Quellen um die Mitte des 14. Jahrhunderts weg bis zum Untergang der alten Zunftherrlichkeit im Jahre 1798. Auch diese Zusammenstellung, zu der ein gutes Personenregister beigegeben ist, wird sicher viel benützt werden.

Schade ist es, daß der ganzen gewaltigen Arbeit die Zusammenfassung der Ergebnisse, das Hineinstellen der Einzelzunft in die Wirtschaftsgeschichte Basels in den vier behandelten Jahrhunderten, fehlt und daß auch die aus der Kleinarbeit geschöpften neuen Ergebnisse für unsere Kenntnis der allgemeinen Wirtschaftsgeschichte nicht klargestellt werden.

* * *

Zur Geschichte der Salzversorgung der Schweiz im Mittelalter, also vor der Entdeckung unserer eigenen Salzvorkommen, sind in den letzten Jahren verschiedene Arbeiten über die Innerschweiz, Basel, den Kanton Solothurn erschienen. Dazu kommt nun die Darstellung des bernischen Salzhandels durch Regierungsrat Guggisberg. Sie gilt, wie schon der Titel sagt, in erster Linie der Schilderung der allmählichen Gestaltung des Salzmonopols des Staates Bern. Darüber wird hier ein reiches Material zusammengestellt. Allerdings muß aber gesagt werden, daß auch nach dieser Arbeit eine Darstellung der Salzversorgung des bernischen Gebiets in ihren mannigfachen Schwankungen trotzdem noch notwendig ist, da das vorhandene Material längst nicht ausgeschöpft ist.

* * *

Sehr willkommen ist es, daß einmal das Solothurnische Zunftwesen eine Schilderung erfahren hat. Solothurn war zwar keine eigentliche Zunftstadt wie etwa Basel oder Zürich, sondern näherte sich in seinem politischen Aufbau mehr Bern und Freiburg. Trotzdem besaß es ein ausgebildetes Zunftwesen, über das wir bisher sehr wenig gewußt haben. Nun gibt uns Pfarrer Appenzeller gestützt auf die Zunftarchive eine eingehende, alle

Seiten des Zunftlebens berücksichtigende Darstellung. Leider werden die Anfänge der Solothurner Zünfte nicht klar, da bis zum Ende des Mittelalters das Quellenmaterial einfach fehlt. Dann aber tritt es in Fülle auf und wir erhalten nun für die Folgezeit ein ziemlich erschöpfendes Bild. Bedauerlich ist es nur, daß in der Arbeit die zeitliche Gliederung sehr zu kurz kommt, sodaß die Angaben aus allen Jahrhunderten ziemlich durcheinander verwertet werden.

* * *

Eigentliches Neuland erschließt für die schweizerische Wirtschaftsgeschichte Robert Frey in seiner Untersuchung über das Basler Fuhrwesen vom Ende des 17. Jahrhunderts bis zur Mitte des 19. Die Arbeit ist sozusagen ausschließlich auf bisher noch nicht benütztem Aktenmaterial aufgebaut worden. Sie bietet auch mehr als der Titel sagt, indem sie eingehende Ausführungen vor allem dem damaligen Straßenwesen widmet, soweit es von Basel nach der innern Schweiz hin führte. Hier ist die Lage durch diese Untersuchung völlig klargestellt, sodaß man rückwärts schreitend jetzt auch an die Feststellung der frühern Straßen schreiten kann. Ganz neu sind dann die eingehenden Schilderungen aller einzelnen Seiten des Lebens und Treibens der Basler Fuhrleute. So haben wir in der Arbeit einen zuverlässigen, gut durchgearbeiteten Beitrag zur neuern schweizerischen Wirtschaftsgeschichte vor uns, der Beachtung verdient.

A a r a u.

H e k t o r A m m a n n.

EMIL DÜRR, *Die Politik der Eidgenossen im XIV. und XV. Jahrhundert. Eidgenössische Großmachtpolitik im Zeitalter der Mailänderkriege.* Heft 4 der Schweizer Kriegsgeschichte, Bern 1933, mit einer Kartenbeilage.

Das vorliegende 4. Heft der im Auftrage des Chefs des Generalstabes bearbeiteten Schweizer Kriegsgeschichte hat sich zu einem Band von 700 Seiten ausgewachsen. Es handelt sich dabei zweifellos um den bedeutsamsten und bemerkenswertesten Teil des großen, sich nun endlich dem Abschlusse zuneigenden kriegsgeschichtlichen Werkes: Bedeutsam durch seinen Gegenstand, der Darstellung des Heldenzeitalters der alten Eidgenossenschaft, und bemerkenswert durch die Persönlichkeit des Bearbeiters und Gestalters.

Was uns Emil Dürr mit diesem Bande als seine letzte große und reifste Frucht vorgelegt hat, ist nicht etwa nur ein kriegsgeschichtlicher Abriß oder ein für eine schweizerische Kriegsgeschichte ausgezogener Ausschnitt aus einer landläufigen Schweizergeschichte, sondern eine mit souveräner Gestaltung und Beherrschung des gesamten Stoffes aufgebaute neue Durchdringung und eigenwillige Synthese des schweizerischen Spätmittelalters. Der Verfasser bemerkt im Vorworte, daß er das traditionale geschichtliche Schema nicht einmal mehr formen wollte, sondern daß bei ihm wegleitend war vor allem der

entschlossene Wille, «die Dinge so sehen zu wollen, wie sie wirklich waren». Dies insbesondere in bezug auf eine Betrachtungsweise, die von der Chronik des Weißen Buches sozusagen in einer Linie über Tschudi und Johannes von Müller zu Dierauer läuft und überwiegend von der Auffassung beherrscht ist, die schweizergeschichtliche Entwicklung vorab vom großen Thema des Befreiungskampfes aus zu beurteilen. Demgegenüber sieht Dürr das wesentliche in seiner eigenen Darstellung darin, eine rein realpolitische Bewertung der geschichtlichen Vorgänge und Persönlichkeiten gegeben zu haben. So haftet seiner Geschichtschreibung in der Tat etwas Erd- und Bodengebundenen an, indem er sich unermüdlich darum bemüht, die Geschehnisse nicht nur aus ihren militärischen, politischen und sozialen Gegebenheiten, sondern auch aus ihren geographischen und landschaftlichen Besonderheiten heraus zu würdigen und zu erklären. Zu dieser originalen Bewertung, die an sich schon dem Buche einen bleibenden Platz unter den neueren wissenschaftlichen Gesamtdarstellungen sichern wird, kommt als Zweites hinzu der Einbau seines Werkes in die abendländischen und internationalen Zusammenhänge, wie er besonders in den Kapiteln über die Burgunderfrage und das Ausscheiden der Eidgenossenschaft aus dem Deutschen Reiche und vor allem im ganzen 2. Teile des Bandes in Erscheinung tritt. Das bedeutet nicht nur eine Belebung des Gebotenen, sondern eine wertvolle Bereicherung, indem sie unsere Kenntnis über die ursächlichen Zusammenhänge des historischen Prozesses überhaupt wesentlich vertieft. Und als Drittes kommt dazu die Sprach- und Stilgewaltigkeit des Verfassers, die der Lektüre des Buches ihren besonderen Reiz und eine große Anziehungskraft verleiht.

Dürr eröffnet seine Darstellung mit einer Würdigung der Versuche fürstlicher Territorialbildungen auf schweizerischem Boden im XII. und XIII. Jahrhundert. Er hebt dabei insbesondere den «zähringischen Gedanken», d. h. die Absicht, das ganze schweizerische Mittelland als gegebene natürliche geographische Einheit zu einem politischen Systeme zusammenzufassen, hervor und bemerkt, mit einem Hinweis auf die Gegenwart: «Die heutige Schweiz lebt in territorialer und politischer Hinsicht ebenso stark in der Vollendung des zähringischen Gedankens als eines Staatswesens, das auf dem deutsch-welschen Mittelland ruht, wie auf dem demokratisch-republikanischen Gedanken der an den Gotthard gebundenen Waldstätte». Es versteht sich, daß der Verfasser unter diesem Blickpunkte dem bernischen Territorial- und Staatsgedanken zähringischer Prägung ein besonderes Kapitel unter dem Titel «Bern und seine Eidgenossenschaft» widmet. Dabei wird die ganze bernische Bündnispolitik, die «Bernische Klientel» und das Verhältnis zu Savoyen prächtig herausgearbeitet. — Die große Auseinandersetzung mit dem Hause Habsburg-Österreich, von der Schlacht am Morgarten bis zur Ewigen Richtung, wird in 3 Abschnitten behandelt: Die Perioden von 1315—1379, von 1379—1415 und von 1415—1468. Sempach wird sowohl als Sieg des Bauern-

und Bürgertums als auch als « aufsehenerregender Erfolg eines Volksheeres gegen das Lehenaufgebot und gegen Soldtruppen » gewürdigt. Die toggenburgische Frage, « eine Art Erbschleicherei großen Stils » von Seiten Zürichs und Schwyz's, als Auftakt zum alten Zürichkrieg, wie auch die handelnden Gestalten in dem großen Ringen selbst, wird mit großer Liebe und außerordentlich plastisch herausgehoben. — Wie weit aber das Buch über eine rein militärische oder militärpolitische Darstellung hinausgeht, zeigen die bemerkenswerten *verfassungsgeschichtlichen* Ausführungen des Verfassers. So wird die eidgenössische Territorialbildung — allen voran geht Bern — sowohl in ihrer zeitlichen Folge, als auch nach ihren Gründen verkehrs- und wirtschaftspolitischer Art und nach ihren Mitteln (Schirmvogtei, Burg- und Landrecht, Ausburgerwesen, Lehennahme, Pfanderwerb, Kauf, Eroberung) untersucht und eingehend geschildert. Und dem Aufbau der Landeshoheit, als einem Kampf zwischen neuem Staat und altem Recht, wird ein besonderes Kapitel mit mehr als 100 Seiten gewidmet, wobei die Phasen dieser landschaftlichen Abwehrbewegung gegen das neue städtische Regiment etwa in den Konflikten von Weggis mit Luzern, der Zürcher- und der Berner Landschaft usw. eindrücklich aufgezeigt werden. Der städtisch-ländliche Zwiespalt wird mit einer Reihe neuer Gesichtspunkte beleuchtet: « Die fünfziger und sechziger Jahre (des 15. Jhts.) brachten gegenüber früher ungleich stärkere Massenaufbrüche in fremden Kriegsdienst, ein massenhaftes Reislafen, so nach Süddeutschland, nach Savoyen, nach Frankreich und Burgund, in den siebziger Jahren nach Ungarn und Italien. Damit war das Volk, mit und wider Willen der Obrigkeiten, nicht nur ungewein beweglich geworden... Diese gesteigerte Selbsteinschätzung des popularen Elementes und die über alle Kriege und Züge hinaus fortwirkende Bewegung und Unruhe hatte natürlich auch alle Bande der Ordnung, des Gehorsams und der bürgerlichen Disziplin im Verhältnis zu den Obrigkeiten gelockert; die Massen, als Gegensatz zu den Regierungen und Führern, waren souveräner geworden. »

Der II. Teil des Bandes behandelt auf 200 Seiten die *eidgenössische Großmachtpolitik im Zeitalter der Mailänderkriege*. Eingeleitet mit einer geschichtsphilosophischen Betrachtung über die allgemeinen Gesetze des staatlichen Lebens, fesselt hier vor allem die Darstellung der beiden kongenialen Staatsmänner von Papst Julius II. und Matthäus Schiner. « Die beiden waren stark verwandte Naturen: beide kamen von unten herauf, in beiden derselbe Zuschnitt gewaltiger Größe, dieselbe von einer unbändigen Persönlichkeit getragene Spannkraft, dieselbe unbeugsame Leidenschaftlichkeit, jähzornig und hochfahrend beide, terrible der eine wie der andere. » Den Verlauf der Ereignisse erläutert Dürr in 7 Kapiteln: Das Aufrollen der neapolitanischen und mailändischen Frage, Die Festsetzung der Franzosen in Mailand, Die Einmischung Spaniens und des Deutschen Reichs, Julius II., Schiner und die Eidgenossenschaft, Pavierzug, Dijon und Marignano. Daran anschließend werden die

geistigen Rückwirkungen der schweizerischen Außenpolitik abgedeckt, wie sie sich ergaben in dem universalhistorisch so bedeutsamen Zeitpunkte der Entstehung und Zusammenballung mächtiger großstaatlicher Gebilde in Europa. Eine Betrachtung über Großmachtspolitik, Föderalismus und Demokratie beendet das gedanken- und Tatsachen-gesättigte Werk, vor dessen Eindringlichkeit in Auffassung, Periodisierung und Gestaltung sich kein Leser verschließen wird.

Basel.

Paul Roth.

Aktensammlung zur Geschichte der Basler Reformation in den Jahren 1519 bis Anfang 1534. Im Auftrage der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel hgg. von EMIL DÜRR und PAUL ROTH. II. Bd. Verlag der Histor. und Antiquar. Gesellschaft, Universitätsbibliothek, Basel, 1933. (751 S.). (Preis für Mitglieder der Gesellschaft 20.— Fr.).

Nach einer längeren Unterbrechung von 12 Jahren liegt nunmehr der umfangreiche zweite Band der Basler Reformationsakten vor. Er umfaßt auf 751 Seiten und in 794 Aktenstücken die Ereignisse der Jahre 1525 bis Ende 1527. Die Reichhaltigkeit des Bandes, die bei sorgfältiger Auswahl und Wiedergabe der Akten ein lebendiges Bild der in Frage stehenden Periode bietet, läßt den Wunsch wach werden, es möge sich die Herausgabe der weiteren vorgesehenen Bände nicht mehr so verzögern, wie dies hier geschehen ist. Dies um so mehr, als das verspätete Erscheinen einer so wichtigen Aktensammlung sich auch auf andre Publikationen hemmend auswirken muß, — wir nennen hier nur die Herausgabe des zweiten Bandes der « Briefe und Akten zum Leben Oekolampads » von E. Staehelin. Ob und wie weit der Hinschied von Herrn Prof. Dürr hierauf einen Einfluß haben wird, mag die Zukunft zeigen. Immerhin sei im Hinblick auf derartige Möglichkeiten dem Wunsch Ausdruck verliehen, daß trotz der damit verbundenen Schwierigkeiten zwecks besserer Übersichtlichkeit und Verwendbarkeit den einzelnen Bänden ein Register beigegeben werde.

Da es sich hier um die zweifellos wichtigste Erscheinung des Jahres 1933 auf diesem Gebiete in der Schweiz handelt, ist ein kurzer Überblick über den Inhalt des Bandes gerechtfertigt. Es ist in einer Sammlung von Reformationsakten zunächst der geistige, in die Tiefe des reformatorischen Werdens führende Kampf für und gegen das neue zur Herrschaft drängende Leben von Wichtigkeit. Im Mittelpunkt steht die Person Oekolampads. Um seine Schriften geht der Kampf. Wir finden die auf Aufforderung des Rates hin erfolgende Auseinandersetzung anläßlich seiner Schrift über das Sakrament, das allzu vorsichtige und daher keineswegs befriedigende Gutachten Bonifaz Amerbachs, sowie die ablehnenden Ausführungen des Erasmus. Ebenso kommt Bonifaz Amerbach zum Wort, als es um Oekolampads weitere Schrift « De genuina verborum domini etc. » geht. Wuchtiger wird der Kampf, wie das Problem der Messe im Sommer 1527 vom Rat zur Dis-

kussion gestellt wird. Wir erhalten in diesem Zusammenhange Kenntnis von den umfassenden Gutachten Oekolampads und der Prädikanten seiner Richtung sowie deren Gegner, an deren Spitze der Münsterprediger Augustinus Marinus steht. Ergänzt wird das Bild durch rein persönliche Gutachten des Leonhard Rebhahn von St. Peter und des Ambrosius Pelargus.

Lebendiger, aber immer noch gleich überragend, tritt uns die Gestalt Oekolampads in den sehr zahlreichen, die Badener Disputation betreffenden Akten entgegen. In ihrer Vielseitigkeit bilden sie ein besonderes Verdienst der Sammlung. Wir nennen als hierher gehörig die Erwiederungen Oekolampads auf Angriffe von Eck, die zahlreichen Dokumente, Gutachten, Ratschreiben, die als Vorbereitung der Disputaz dienen sollten, dann vor allem die Berichte der Basler Boten zu Baden, ergänzt durch Berichte mehr privater Natur, dann die weiteren Schritte des Rates, der sich die Badener Beschlüsse nicht zu eigen machen wollte. Aus allem geht deutlich hervor, wie weit schon Basel auf dem Weg der kirchlichen Neuerung gegangen war, wenn dies auch der Rat offiziell nicht gelten lassen wollte. Den gleichen Eindruck mußten auch auswärtige Beobachter erhalten, wie denn in vorbereitenden Gutachten der ursprüngliche Gedanke, die Disputation in Basel abzuhalten, mit der Begründung abgelehnt wird, daß diese Stadt bereits derart vom neuen Geiste erfaßt sei, daß Unruhen zu befürchten wären.

Aus den vorliegenden Akten dieses Bandes geht hervor, daß derartige Befürchtungen nicht aller Berechtigung entbehrten. Wohl hat der Rat sich entschlossen gegen alle Extreme zur Wehr gesetzt. So finden sich eine Reihe von Schriftstücken, die von der Verurteilung von Lästern der Heiligen und des katholischen Kultes zeugen. Und mit größter Entschiedenheit geht man gegen die Wiedertäufer vor, zuerst durch Bestrafung einzelner, dann durch Androhung der Ausweisung, dann aber immer prinzipieller. Im Juli 1526 wird ein erstes Mandat gegen sie erlassen, im Juni des folgenden Jahres erfolgt die Auseinandersetzung mit dem Täufer Karlin, dessen Thesen samt den umfangreichen Gegenberichten Oekolampads und Marinus' zu Händen des Rates abgedruckt sind. Am 6. Juli erfolgt dann die Veröffentlichung eines zweiten Mandats. Im August endlich werden Wiedertäufer und Eidverweigerer — beides ging ja Hand in Hand — mit schweren Strafen bedroht. Ebenso muß der Pfarrer Hans Felix, der sich verehelicht, diese ablehnende Haltung des Rates verspüren.

Daneben aber geht der Rat in seinen Reformbestrebungen recht weit. Entschieden stellt er sich auf den Boden der Schrift und lehnt bloße Menschensatzungen ab, nimmt die Eingabe Oekolampads entgegen, der Einführung des Kirchengesangs der Laien verlangt, stellt das Problem der Messe zur Diskussion, geht gegen die Überzahl der kirchlichen Feiertage vor, verlangt die Vereidigung von Priestern und Klosterinsassen, nimmt den schon länger zurückgehenden Kampf gegen die bischöfliche Gewalt in verschiedener Form wieder auf. In diese Reihe von Maßnahmen gehören die Verordnungen im Zusammenhang mit einer städtischen Armen- und

Bettlerordnung und deren Finanzierung, sowie deren Auswirkung auf Stifter und Klöster, die sich in einem für ihre Tätigkeit wichtigen Punkte getroffen sehen. In der gleichen Linie liegen auch die Verordnungen zum Schutz des städtischen Gewerbes gegen die Konkurrenz der Klöster.

Gerade die Stellung des Rates zu Klöstern und Klosterinsassen gibt weitgehend Aufschluß über die Intentionen der Basler Obrigkeiten. Wohl ist noch keine endgültige Entscheidung gefallen — erst das Jahr 1529 wird diese bringen —, aber schon hat der Rat als Kastvogt der Basler Klöster recht derb in deren Existenz eingegriffen. Er läßt die Inventarisierung des Klostergrundbesitzes durchführen, setzt Pfleger ein, um dieses Vermögen für die Stadtwirtschaft zu sichern, maßt sich das Recht an, die Tore der Klöster trotz der klösterlichen Gelübde den Insassen zu öffnen, glaubt sich berechtigt, aus Ordensleuten Weltgeistliche zu machen, läßt nachfragen, ob nicht Mönche oder Nonnen auszutreten suchen, sichert ihnen die Ausbezahlung des Gutes zu, das sie einst dem Kloster zugebracht hatten, oder im Falle früherer Armut will er ihnen doch eine bestimmte Summe zur Verfügung stellen. Eine lange Reihe von solchen Abfindungen von Nonnen und Mönchen geben Aufschluß über manche interessante Frage. Überhaupt zeigt es sich, wie tief die Achtung vor dem klösterlichen Leben gesunken war, wie ja schon im vorhergehenden Jahrhundert der Rat Maßnahmen zur Erzwingung einer Klosterreform ergriffen hatte. Auch hier schaltet er frei von allen Bedenken geistlicher oder rechtlicher Art.

So erhält man deutlich den Eindruck, daß der Rat, wenn er es auch ablehnt, als lutherisch verschrien zu werden, dennoch dem alten Kirchenwesen ein gefährlicher Gegner geworden ist. Daran ändern die Verbindungen mit den andern Orten, die uns in einer Auswahl von Akten entgegen treten, nichts. Wenn man auch im allgemeinen sich zur alten Kirche hält, und z. B. den neugewählten Bischof Philipp von Gundelsheim im September 1527 mit allen Ehren in Basel empfängt, so kann man doch bei der Wahl des bereits erwähnten Augustinus Marinus zum Münsterprediger sehr offen von der Unterdrückung der katholischen Kirche überhaupt reden.

Die alte Kirche aber sieht sich immer mehr in die Defensive gedrängt trotz der Verbindung mit den katholischen Orten der Innerschweiz. Eine rührige Laienopposition findet sich zusammen, um immer radikaler gegen das bisherige Kirchenwesen aufzutreten und eine Lösung der Fragen in ihrem Sinne zu erzwingen. Und wenn auch die Entscheidungen der Jahre 1528 und 1529 ausstehen, so merkt man ihr Nahen und sieht die Umschichtung, die sich unaufhaltsam vollzieht.

Zu diesen mit der Reformation in allerengstem Zusammenhange stehenden Ereignissen treten weitere Bewegungen, die mehr oder weniger unmittelbar von ihr abhängen. Wir nennen hier nur die Bauernaufstände. Die Akten geben uns guten Einblick in die Liestaler Unruhen. Verhörprotokolle, vor allem von Stephan Stör selbst, Verfügungen und gerichtliche Akten lassen mit großer Lebendigkeit und manchesmal auch Naturwüchsigkeit die

Hauptpersonen erkennen. Erwähnt seien auch die zahlreichen Dokumente betreffend die Vermittlungsaktion zwischen der Bauernschaft des Sundgau, Breisgau und Oberelsasses einerseits und dem Regiment zu Ensisheim und dem Adel andererseits, die durch Eigenwilligkeiten auf beiden Seiten und Mißtrauen erschwert und endlos in die Länge gezogen werden. Unannehmlichkeiten bereitete auch das Überlaufen eigener Leute zu den aufständischen Bauern trotz Verbotes. Eine Reihe gerichtlicher Akten reden von Verfolgung und Bestrafung solcher Rechtsbrecher.

In all diese für die Basler Geschichte und darüber hinaus für die Schweizergeschichte so wichtigen Vorgänge geben die Akten des vorliegenden Bandes guten Einblick. Wohl wäre man hier und dort für näheres Eintreten auf diese oder jene Frage dankbar, doch zieht der Umfang eines Bandes enge Grenzen. Wir sind den Herausgebern zu ehrlichem Dank verpflichtet für ihre Arbeit und hoffen, daß es uns in absehbarer Zeit vergönnt sei, auch über die folgenden Jahre der Entscheidung in gleich anschaulicher Weise an Hand der Akten Auskunft zu erhalten.

Erlinsbach.

J. Schweizer.

LOUIS JUNOD. *Mémoires de Pierrefleur*, édition critique avec une introduction et des notes. (Thèse de Lausanne.) Lausanne, Editions La Concorde, 1933, LXIV—289 p. in. 8^o.

Les Mémoires de Pierrefleur, ce récit détaillé pittoresque, naïf et surtout si vivant de l'avènement de la Réforme à Orbe et dans le Pays de Vaud, sont un document historique de première importance pour l'histoire de la Suisse occidentale, un des rares qui permettent de se faire une idée exacte, d'avoir une vision colorée de la vie journalière dans une petite ville romande au milieu du XVI^e siècle.

Verdeil en 1856 avait publié ce texte avec des notes sommaires; selon la mode de l'époque il l'avait même « amélioré ». L'élaboration d'une édition critique et définitive s'imposait. Cette édition est l'oeuvre qu'a entreprise et menée à bien avec un plein succès, M. Louis Junod dans un thèse soutenue devant la Faculté des Lettres de Lausanne.

Si Ruchat a connu encore l'original, celui-ci avait disparu déjà au temps de Verdeil qui avait du établir son édition sur une copie; force a été à M. Junod de se servir de la même source, mais outre qu'il s'est aidé de la copie de Du Mont et des citations trop peu nombreuses malheureusement, de Ruchat, il a été infiniment plus exact. Le texte, maintenant complet, se présente avec la pagination du manuscrit et muni d'excellentes et nombreuses notes historiques et philologiques; il paraît toutefois un peu rajeuni étant donnée la date probable de son élaboration: c'est que la copie de Lausanne, du XVII^e siècle, lui a ôté une partie de son caractère archaïque, et que M. Junod a cru devoir unifier et moderniser quelque peu l'orthographe. (ce qui peut paraître superflu, à notre avis il eut été préférable de se borner à introduire une ponctuation.)

Dans une ample introduction est exposé le résultat des recherches de M. Junod sur la composition l'étendue de l'oeuvre, sur les intentions et la personnalité de son auteur. L'ouvrage est complété d'un index et d'une bibliographie soigneusement établis et d'un glossaire fort utile.

Des Mémoires de Pierrefleur nous possédons le début (1530) mais non la fin, le manuscrit s'arrêtant brusquement en novembre 1561. Il est flagrant par ailleurs, d'après les citations de Ruchat, et les allusions que fait l'auteur à d'autres parties de son ouvrage, qu'il y a dans le texte des lacunes importantes, d'autant plus déplorables que les passages disparus auraient permis peut être de percer à jour l'anonymat, d'ailleurs volontaire, de l'auteur. La date exacte de rédaction, bien entendu, n'est nulle part mentionnée, mais de certains passages M. Junod conclut qu'une partie du manuscrit a été rédigée en 1565, que celui-ci n'a pas été achevé avant 1569, et qu'il a même été probablement l'objet d'adjonctions postérieures.

Mais la question de beaucoup la plus intéressante est celle de la personnalité de l'auteur des « Mémoires ». On prenait au pied de la lettre cette qualification de Grand Banderet que se donne l'auteur, on le cherchait donc parmi ceux qui avaient rempli les premières charges à Orbe. Or un Pierre de Pierrefleur était gouverneur d'Orbe en 1530, et Ruchat tout naturellement faisait de lui l'auteur; mais ce personnage est mort trop tôt pour avoir écrit tout l'ouvrage, aussi Du Mont proposait-il, dans des notes restées manuscrites, Guillaume de Pierrefleur, fils de Pierre. Mais voici que M. Arthur Piaget démontra que le banderet n'est qu'une fiction littéraire, c'est la figure qui se dresse sur la principale fontaine d'Orbe et dans la bouche duquel le véritable auteur a placé son récit (il faut noter que c'est dans un des passages supprimés par Verdeil que se trouvait la solution de cette énigme). Les choses n'en étaient que plus obscures car on n'avait plus d'indication directe sur la catégorie sociale du mémorialiste dont il faut reconstituer par le texte la personnalité avant de lui donner un nom.

De la critique très serrée du texte effectuée par M. Junod, il ressort que l'auteur mystérieux est un urbigène, un notable, car c'est la responsabilité des notables et des gens instruits de la ville qu'il cherche à dégager dans les événements qui firent triompher les idées nouvelles à Orbe. Il est certainement catholique, sa foi vive et sincère apparaît dans chaque paragraphe, et du fait qu'il ait pu vivre dans la ville après le « plus », on peut conclure que c'était un laïque. Il a d'ailleurs sur le clergé, ou sur une partie du clergé une opinion désabusée: « ce sont dangereuses gens que gens de religion », dit-il (« religion » signifie peut être là « ordre monastique », « clergé régulier », et non pas nécessairement l'« Eglise » dans son ensemble comme l'interprète M. Junod).

Est-ce un maître d'école, un notaire? M. Junod penche pour cette dernière hypothèse. C'est en tous cas un homme assez instruit qui a pro-

bablement voyagé hors de Suisse. Sa fiction du banderet témoigne d'un certain goût littéraire, elle montre aussi qu'il pensait publier son ouvrage, et le laisser anonyme. L'ouvrage a été fait avec conscience, basé sur un journal ou sur des notes, complété peut-être avec des registres de délibérations et de comptes de la ville. Pour les quelques faits relevant de l'histoire générale, il s'est servi de Sleidan alors très répandu. Honnête et presque toujours véridique, témoignant sur des faits dont pour la plupart il semble avoir été témoin oculaire il a laissé un document de premier ordre, bien que concernant un territoire forcément assez limité.

Qui était l'auteur? Guillaume de Pierrefleur, répond M. Junod. Guillaume, fils de Pierre, à qui on avait attribué les Mémoires, vécut assez longtemps pour avoir été témoin des événements et rédacteur du manuscrit; sa famille était une des familles notables et lui même a rempli des fonctions importantes qui le mettaient à même de ne rien ignorer de la vie d'Orbe, et de consulter ses livres de comptes et de délibérations. Mais il y a plus: le manuscrit reproduisant une sommation personnelle des Bernois aux propriétaires du Pays de Vaud d'avoir à déclarer leurs biens, document dont l'importance a été relevé pour la première fois par M. Maxime Reymond, l'adresse à « *vous Guillaume de Pierrefleur* ». Ce document pourrait fort bien être adressé à l'auteur qui ne serait alors qu'un avec Guillaume de Pierrefleur. D'autres indices, parmi lesquels un ton plus personnel lorsque la famille Pierrefleur est mentionnée, confirment M. Junod dans son hypothèse et l'amènent à une véritable certitude que l'auteur des Mémoires est Guillaume de Pierrefleur.

Cette certitude toutefois paraît excessive. Les arguments de M. Junod ont leur valeur, mais il en tire semble-t-il, plus qu'ils ne peuvent donner. Dans les passages qui concernent les Pierrefleur, la partialité, l'intérêt particulier que montrerait l'auteur à leur égard, restent si peu sensibles qu'on peut discuter leur existence. Le mandement certes est plus significatif, car supposer que l'auteur possédait le document parce qu'il lui avait été adressé est plus logique que de supposer qu'il lui avait été communiqué, ou qu'il l'avait acquis comme une pièce intéressante; mais cela n'exclut pas ces possibilités. Et d'ailleurs, on ne peut que s'étonner de voir un personnage garder l'anonymat le plus strict pour finalement signer en quelque sorte son oeuvre d'une manière qui, bien que détournée n'aurait pas échappé sans doute aux contemporains.

L'identification, reposant sur de tels indices, de Guillaume de Pierrefleur dont nous ne connaissons que la vie publique, avec le mémorialiste dont nous ne possédons que l'oeuvre, pas même autographe, doit rester, pour le moment, dans le domaine de l'hypothèse.

Mais en somme cette question de la paternité des « Mémoires de Pierrefleur » malgré son intérêt est secondaire, ce qu'il importait c'était de publier

ce document d'une manière scientifique et d'en faire pour les historiens un bon instrument de travail; de cela M. Junod s'est fort bien acquitté et il faut souhaiter que toutes nos chroniques manuscrites ou sommairement publiées, soient édités avec autant de conscience et un semblable résultat.

V a n d o e u v r e s (Genève).

G u s t a v e V a u c h e r.

BOESCH, PAUL: *Geschichte der evangelisch-toggenburgischen Stipendienstiftung* (Quellen und Studien zur Geschichte der helvetischen Kirche, Band 7). Zürich 1933. Reformierte Bücherstube.

Um dem Mangel an protestantischen Pfarrern zu begegnen, traten 1621 12 toggenburgische Männer und 2 Witwen zusammen und begründeten eine Hilfskasse für Theologiestudierende unter ihren Nachkommen. Dies geschah im Zusammenhang mit dem zähen Abwehrkampfe, den die protestantischen Toggenburger gegen ihren Landesherrn, den Abt von St. Gallen, führten. Die Geschichte dieser Stiftung erzählt nun Paul Boesch, Professor in Zürich, ein Toggenburger, dem wir bereits mehrere wertvolle Arbeiten zur Kunst- wie zur Kulturgeschichte seiner Heimat verdanken, so die Biographie des originellen Pfarrers Jost Grob und die schöne Abhandlung über die toggenburgischen Glasgemälde. Nach einer Würdigung der allgemeinen Verhältnisse des obern Thurtales schildert er den Vorgang der Gründung, geht den Stiftern nach, wobei unter sorgfältiger Heranziehung der Literatur wie der archivalischen und kunstgeschichtlichen Quellen neue Erkenntnisse gewonnen werden. Dann werden die innern und äußern Wandlungen der Organisation dargestellt, der Kreis der berechtigten Familien wird untersucht, die Verwendung der Gelder und das Wachstum des Vermögens, Persönlichkeiten der Verwalter wie der Stipendiaten. Unter den letztern findet sich auch der nachmalige st. gallische Erziehungschef, der Grütlianerführer und Regierungsrat Heinrich Scherrer. Zum Kreise der Berechtigten gehörte auch «Näbisuli», der Arme Mann im Toggenburg, Ulrich Bräker, und man fragt sich, ob es nicht möglich gewesen wäre, den begabten Jüngling zu bilden durch Beihilfe dieser Kasse. Freilich wäre dadurch die Ursprünglichkeit und Frische seines Geistes vielleicht etwas verblaßt.

Die Arbeit von Paul Boesch besitzt Bedeutung auch über das Toggenburg hinaus. Ist diese ländliche Aristokratie nicht vielmehr typisch schweizerisch? Habliche Bauerngeschlechter, die eine Art Adel ihrer Landschaft bilden in der Hingabe ans Gemeinwesen, in der Pflege ihrer Genealogie, im Reichtum ihrer Glasgemälde wie in dem Versuch eigener Kulturpolitik. Schweizerische Verhältnisse der frühern Zeit weisen fast überall mit der starken Betonung der Familie einen Zug ins Aristokratische auf. Dieses Element macht erst zusammen mit der Volksherrschaft die wahre Schweiz aus.

S t. G a l l e n.

W i l h. E h r e n z e l l e r.

GEORG C. L. SCHMIDT, *Der Schweizerbauer im Zeitalter des Frühkapitalismus*. 2 Bde. Bern-Leipzig. P. Haupt. 1932. 180 u. 333 S. Fr. 15.—.

Der Verfasser untersucht die geistigen und psychologischen Grundlagen der Strukturwandelung, die sich seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert in der schweizerischen Landwirtschaft vollzogen hat. Gegenstand seiner Darstellung sind nicht in erster Linie die technischen und formalen Änderungen — die übrigens schon anderweitig behandelt wurden —, er spürt vielmehr den nur psychologisch zu erfassenden Gründen, den Wandelungen in der *Wirtschaftsgesinnung* des Bauernstandes nach, aus denen sich die Veränderungen im wirtschaftlichen Betriebe deuten lassen. Die Untersuchungen sind weniger wirtschaftsgeschichtlicher, als soziologischer Art. Seine Aufgabe hat der Verfasser mit einem feinen Einfühlungsvermögen in die geistesgeschichtlichen und psychologischen Zusammenhänge gelöst.

Vorzüglich ist die Mentalität des von der mittelalterlichen Wirtschaft herkommenden Bauern geschildert in seinem durch Dreifelderwirtschaft und Grundlasten « ständisch, organisch und überlieferungsmäßig gebundenen Dasein », in seinem ausgesprochenen Traditionalismus, der vor jeder Neuerung im landwirtschaftlichen Betriebe zurückschreckt, weil sie ihm als Mißachtung der heilig gehaltenen Überlieferung der Vorfahren und als Auflehnung gegen die göttliche Weltordnung erscheint.

Dieser Geistesverfassung wird die Denkweise des Bauern des ausgehenden 18. Jahrhunderts gegenübergestellt. An Stelle des korporativen Geistes ringt sich der Individualismus empor, der Wunsch, sich von den bisherigen Bindungen durch Aufhebung der Dreifelderwirtschaft, die private Aufteilung der gemeinsam besessenen Allmenden und die Beseitigung der ewigen Grundlasten zu befreien. Der Wandel zeigt sich ferner im Übergang vom Gedanken der Eigenwirtschaft und Selbstversorgung zu einer Bevorzugung derjenigen Produkte, mit denen ein gewinnbringender Handel getrieben werden kann, und in der Einführung der Heimarbeit zur Mehrung der Einnahmen in barem Gelde. Charakteristisch für den Bauern des ausgehenden 18. Jahrhunderts ist ferner seine Abwendung von der Einfachheit der Lebensweise seiner Vorfahren und sein Bestreben, es dem Städter gleichzutun, « eine vernunftwidrige Sehnsucht nach freier Kraftentfaltung und ungehemmtem Lebensgenuß ».

Diese Darstellung der geistigen und seelischen Verfassung des Bauern und die sich vollziehende Wandelung ist auf einer reichen Fülle von scharf und feinfühlig erfaßten und gut formulierten Einzelbeobachtungen aufgebaut. Der Versuch jedoch, die tatsächlichen Vorgänge aus dem Wandel der geistigen Einstellung zu deuten, führt vielfach zu unrichtigen Deutungen von Tatbeständen, zur Verwechslung von Ursache und Wirkung. Nicht der neue Geist, z. B. kapitalistisches Gewinnstreben, hat den Bauer veranlaßt, von der Selbstversorgung zum geldbringenden Handel mit landwirtschaftlichen Produkten überzugehen; der Grund dieser Erscheinung

ist vielmehr in der gesteigerten Nachfrage nach seinen Erzeugnissen und in der dadurch erzeugten Steigerung ihrer Preise zu suchen. Die Folge war Hebung des Wohlstandes und damit Ausweitung seiner Lebensansprüche. Der Bauer hat schon im Mittelalter nicht Eigenwirtschaft in dem Sinne getrieben, daß er nur den Bedarf seiner Familie produziert hätte; von jeher verkaufte er den Überschuß an Getreide, Vieh und Milchprodukten auf dem Markte der benachbarten Stadt. Andererseits betrieb er auch noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Eigenwirtschaft in dem Sinne, daß er den ganzen Bedarf für Nahrung und Kleidung für seine Familie zur Hauptsache selbst erzeugte. Die Einschränkung seiner Produktion auf wenige für den Handel besonders geeignete Erzeugnisse und Beschaffung des übrigen Teiles des Lebensbedarfs durch Kauf tritt erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter der Einwirkung des Eisenbahnverkehrs im Großen in Erscheinung.

Der Verfasser will übrigens auch nicht mehr als die ersten Spuren einer geistigen Einstellung nachweisen, die für den späteren Übergang zum kapitalistischen System notwendige Voraussetzung waren. Er betont selbst, daß die Anregung zu den Wandelungen des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts nicht von den Bauern selbst, sondern von gebildeten Kreisen der städtischen Bevölkerung kamen, von den «ökonomischen Patrioten». Ihrer Tätigkeit ist daher der zweite Teil des Buches gewidmet. Auch da kommt es dem Verfasser nicht auf eine systematische Darstellung der zahlreichen und verschiedenartigen Reformvorschläge an, sondern wiederum auf die Untersuchung ihrer geistigen und seelischen Wurzeln. Auch hier gibt er eine Reihe von durchaus selbständig gedachten und aufschlußreichen Erkenntnissen. Bewußt stellt er die Vorgänge nicht in ihre allgemeine, europäische Bedingtheit; er sucht das spezifisch Schweizerische herauszuarbeiten, ohne den Zusammenhang mit den die Nachbarländer und England bewegenden geistigen Strömungen in Abrede zu stellen.

Auch hier verleitet die Problemstellung den Verfasser, eine Reihe von Anregungen und Vorschlägen der ökonomischen Patrioten als Ausfluß kapitalistischer Gesinnung anzusprechen, während sie eher aus der Tatsache erklärt werden können, daß die eidgenössischen Stadtstaaten bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts im Grunde auf der Stufe der Stadtwirtschaft verblieben waren und diese nach den Grundsätzen der merkantilistischen Wirtschaftspolitik auszubauen suchten. Im Geiste der mittelalterlichen Stadtwirtschaft hielten Zürich und Basel mit allen Mitteln an der Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land fest. Jene sollte für beide Bestandteile die gewerblichen Gebrauchsgegenstände, diese in gleicher Weise die Nahrung und Rohprodukte schaffen. Und unter der Einwirkung der auf wirtschaftliche Autarkie gehenden Merkantilpolitik verlangte die Stadt von der Landwirtschaft eine Leistungsfähigkeit, die den Stadtstaat vom Auslande wirtschaftlich möglichst unabhängig machte. Diese Überlegungen

und nicht kapitalistische Wirtschaftsgesinnung waren bestimmend für die lebhaften Bemühungen der ökonomischen Patrioten um die Hebung der Landwirtschaft.

Der Verfasser hebt mehrfach hervor, daß die städtischen Reformer an den politischen und staatswirtschaftlichen Grundlagen ihres Staatswesens nichts ändern wollten; sie planten vielmehr einen bessern Ausbau und damit eine Stärkung des bestehenden Systems, das mit Ausnahme des städtischen Verlags im Textilgewerbe mit Kapitalismus nichts zu tun hatte.

Der Bauer erstrebte in erster Linie Abschüttelung der Grundlasten und politisch und wirtschaftlich mehr Bewegungsfreiheit. Das bedingte Umwälzungen der Staatsverfassung und der wirtschaftlichen Struktur; er war revolutionär, aber nicht kapitalistisch gesinnt.

Wenn man auch dem Verfasser nicht in allen seinen Schlußfolgerungen zu folgen vermag, so hindert das nicht, ihm für die bedeutende Bereicherung unseres Wissens um die Vorgänge in einer der wichtigsten Epochen unserer Landesgeschichte und für seine aus einer durchaus selbständigen geistigen Durchdringung des Stoffes hervorgehenden Anregungen dankbar zu sein. Sein Werk ist eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der historischen Produktion der Gegenwart.

Der zweite Band gibt eine reiche Fülle von Quellenbelegen zur Darstellung des ersten Bandes. Der Inhalt ist so reich und mannigfaltig, daß er vom Verfasser gar nicht ausgeschöpft werden könnte. So kommt diesem zweiten Teile seines Werkes die Bedeutung eines Quellenbandes zur schweizerischen Wirtschaftsgeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu.

Z o l l i k o n.

H a n s N a b h o l z.

Comte PIERRE DE ZURICH: *Une femme heureuse, Madame de la Briche (1755—1844), sa famille, son salon, le château du Marais, d'après ses mémoires, sa correspondance et d'autres documents inédits.* Avec 13 planches hors-texte. Paris, E. de Boccard, 1934, in 8°. — *Les voyages en Suisse de Madame de la Briche en 1785 et 1788*, publiés avec une préface, une introduction, des notes, un répertoire et 8 planches hors-texte. Neuchâtel et Paris, Attinger, 1934, in 8°.

M^{me} de la Briche, cette femme aux trois quarts célèbre, qui fut le témoin des règnes de Louis XV et de Louis XVI, de la grande Révolution, du Consulat, de l'Empire, des Cent-Jours, des règnes de Louis XVIII, de Charles X et de Louis-Philippe, avait été jusqu'ici négligée par les historiens. M. de Zurich a eu la bonne fortune de découvrir ses mémoires et sa correspondance; il vient de consacrer à cette femme charmante deux forts volumes, qui vont la sauver définitivement de l'oubli.

Cette revanche était due à M^{me} de la Briche. Son caractère admirablement équilibré lui attira l'estime et l'affection de presque tous ceux qui la connurent et lui assura un bonheur relatif au milieu d'assez nombreuses

adversités. La qualité maîtresse de cette femme fut la modération : elle sut être intelligente sans tomber dans la pédanterie ; elle fut sentimentale et passionnée mais resta vertueuse ; elle vécut dans le luxe tout en observant l'économie ; désireuse de plaire, elle évita la coquetterie et chercha toujours à devenir meilleure afin d'être mieux aimée. A vrai dire, ces qualités ne firent pas d'elle une sainte. M^{me} de la Briche était trop attachée aux biens matériels, aux succès mondains, à l'opinion de ses proches pour aboutir jamais à l'héroïsme moral. Sa vie, cependant, fut une réussite harmonieuse et digne, que peu de femmes de son monde ont su réaliser.

Adélaïde de la Briche, née Prévost, était née à Nancy, en 1755. Après la mort prématurée de son père, qui était receveur général des fermes de Lorraine, la jeune fille vécut à Paris avec sa mère, qui lui fit donner une excellente éducation. En 1780, Adélaïde Prévost épousa Alexis-Janvier Lalive de la Briche, introducteur des ambassadeurs et secrétaire honoraire des commandements de la reine Marie-Antoinette. Ce mariage de raison avec un homme riche et distingué, mais de vingt ans plus âgé qu'elle, n'apporta pas à Adélaïde de la Briche la félicité parfaite.

Après cinq ans d'une union peu heureuse, M. de la Briche, qui faisait un voyage en Suisse avec sa femme, mourut de la petite vérole, le 31 juillet 1785, à Zurich. La jeune veuve consacra dès lors son cœur tout entier à sa fille unique Caroline et à ses nombreux amis. Soit dans son hôtel de Paris, soit dans son splendide château du Marais, près d'Arpajon, M^{me} de la Briche se mit à donner des réceptions brillantes, des comédies et des concerts appréciés. Très éclectique dans ses relations, la châtelaine du Marais recevait, en plus des gens du monde, des hommes qui devinrent célèbres dans le domaine des lettres, de la philosophie ou de la politique : Marmontel, Florian, Fontanes, Chateaubriand, Joubert, Saint-Lambert, le baron d'Holbach, le comte Louis d'Affry, le marquis de Bonnay, le comte Mathieu Molé. C'est à ce dernier qu'elle donna sa fille Caroline en mariage, le 18 août 1798.

Le salon du Marais ne se ferma même pas pendant la Révolution ; au plus fort de la Terreur, M^{me} de la Briche continua de recevoir chez elle ses amis. Pas un moment, elle ne songea à émigrer. A tout prendre, sa sympathie pour les philosophes et les réformateurs politiques, son enthousiasme pour les monarchies constitutionnelles la rendaient plus suspecte aux royalistes qu'aux démocrates.

Le 25 avril 1792, M^{me} de la Briche se permit d'adresser à Louis XVI une lettre de conseils politiques qui est une preuve irréfutable de sa perspicacité. A ce moment où la guerre était près d'éclater, M^{me} de la Briche envisageait déjà l'éventualité d'un succès des armées révolutionnaires, l'établissement d'une république, la déchéance du Roi et l'avènement « de ce chef militaire fait pour inspirer aux soldats cet enthousiasme de gloire et de valeur ». Par un don quasi prophétique, la châtelaine du Marais, en 1792 déjà, évoquait, sans la souhaiter, l'épopée napoléonienne.

Bonaparte fit du comte Mathieu Molé un préfet puis un ministre de la justice; Louis XVIII le nomma pair de France et ministre de la marine. Le salon de sa belle-mère, M^{me} de la Briche, devint, sous Napoléon comme sous les Bourbons, le lieu de réunion élégant où l'on rencontrait, à côté des plus grands noms de France, les diplomates étrangers, les hommes politiques en vue et les gens de lettres célèbres. Cette faveur mondaine dura jusqu'en 1832. Des deuils et des maladies obligèrent alors M^{me} de la Briche à restreindre ses réceptions; jusqu'en 1844, date de sa mort, elle ne s'occupa plus guère que de ses proches, parents et amis.

M. de Zurich a tracé de son héroïne un portrait vivant et séduisant. Il a judicieusement éliminé des mémoires et des lettres d'Adélaïde de la Briche tous les détails fastidieux, pour ne donner au lecteur que ce qui était susceptible de lui révéler la vie sentimentale, familiale et mondaine de cette aimable femme. Par souci de la vérité historique, si souvent faussée dans les autobiographies, M. de Zurich a recherché, dans les documents de l'époque, les témoignages de ceux qui avaient connu M^{me} de la Briche. Le *Mémorial* de J. de Norvins, les *Souvenirs* du baron de Frénilly, les *Mémoires* de l'abbé Morellet, de Marmontel, du comte Molé, les correspondances de Florian, de Bonnay, etc. ont permis à l'auteur de vérifier les dires de son héroïne. Chose étrange et remarquable: le portrait charmant que cette femme a laissé d'elle-même est confirmé par ses amis et même par les moins indulgents de ses contemporains.

Dans un second volume, M. de Zurich a décrit les voyages de M^{me} de la Briche en Suisse. Le premier eut lieu en 1785. Préparée par la lecture des *Lettres* de Coxe et du *Dictionnaire de la Suisse*, la jeune femme se faisait une joie de connaître notre pays. « Je sens une émotion que je ne puis définir en approchant de ce pays que j'ai tant désiré de connaître », écrivait-elle dans son journal, le 18 juillet. Le lendemain, elle arrivait à Bâle, avec son mari, et s'étonnait de la fertilité des campagnes traversées. La visite de la ville, de longues conversations avec le graveur Mechel, la lecture des ouvrages de Lavater remplirent cette première halte en Suisse. Avec la poste, les deux voyageurs gagnèrent Schaffhouse, la chute du Rhin, Constance et Zurich.

Pris de malaises graves, M. de la Briche s'alita en arrivant à l'auberge de l'Épée. « La situation de Zurich est superbe », notait la voyageuse, qui profitait de tous les moments que lui laissait la maladie de son mari pour parcourir la ville et étudier les moeurs de ses habitants. Le 26 juillet, les médecins constatèrent que M. de la Briche était atteint de la petite vérole; cinq jours plus tard, il mourait à Zurich. Le comte Louis d'Affry qui attendait les la Briche à Lucerne, arriva sur ces entrefaites et, après avoir réglé l'enterrement qui devait avoir lieu au monastère de Fahr, emmena la jeune veuve chez sa seur, M^{me} de Diesbach, à Courgevaux.

La triste épreuve qu'elle venait de traverser n'empêcha pas la voyageuse de noter exactement ses impressions en territoire bernois et fri-

bourgeois. Mme de la Briche resta huit jours à Courgevaux, explora les rives du lac de Morat, escalada le Vully et vint dîner chez ses neveux d'Épinay, à Fribourg, qui lui parut la ville la plus extraordinaire de toute la Suisse. « Fribourg », dit l'élégante voyageuse qui ne sut pas le goûter, « ressemble au désert le plus sauvage et on ne peut concevoir comment des hommes ont eu la pensée de s'y réunir en société et d'y former une ville... Je quittai Fribourg en plaignant ceux qui habitent ce triste lieu. » Le 13 août 1785, Mme de la Briche partait pour Lausanne, et, après une halte de dix jours à Saint-Barthélemy, chez les d'Affry, elle regagnait la France.

Cette femme du monde, qui n'avait pas l'esprit superficiel, ne crut pas avoir épuisé, en un séjour de cinq semaines, les charmes et l'intérêt de la Suisse. Accompagnée de sa mère et de sa fille, elle y revint en 1788. Par Lyon et Genève, cette fois-ci, elle arriva, en premier lieu, à Saint-Barthélemy, visita le Pays de Vaud, le Valais, la Gruyère, les cantons de Berne, de Lucerne, de Zoug, de Soleure et de Neuchâtel.

De ce voyage, qui dura deux mois, il faudrait pouvoir citer de nombreux épisodes, tels que les raconta la spirituelle Mme de la Briche. Les goûts de cette femme du dix-huitième siècle en matière de sites surprendront peut-être certains lecteurs. Adélaïde de la Briche trouva le Valais horrible; les bords des lacs de Thoune, de Brienz et des Quatre-Cantons, tristes et sauvages. La Gruyère, le Oberhasli lui parurent, par contre, les plus délicieuses contrées de la Suisse. Qu'on se rappelle que le romantisme, qui mit à la mode les endroits sauvages et pittoresques, n'avait pas encore vu le jour et que la majorité des contemporains de Mme de la Briche n'appréciaient que les aspects doux et riants de la nature.

A trois reprises encore, en 1805, en 1822 et en 1832, Mme de la Briche revint en Suisse. Les relations de ces derniers voyages n'existent pas. Tous les lecteurs de M. de Zurich le regretteront, car les heures passées avec l'aimable voyageuse paraissent courtes; c'est avec regret qu'on voit arriver la fin du livre.

Tout en faisant une oeuvre de critique et d'histoire, M. de Zurich a réussi à donner à ses deux livres l'allure gracieuse et spontanée de son héroïne. L'effort de l'auteur n'est jamais apparent et, pourtant, c'est à son labeur consciencieux que le lecteur est redevable de l'image lumineuse qu'il gardera de Mme de la Briche. Ces deux volumes, édités avec beaucoup de soin, l'un par M. de Bocard, l'autre par la maison Attinger, sont enrichis de magnifiques illustrations hors-texte; la reproduction en couleurs du portrait de Mme de la Briche est particulièrement réussie.

Fribourg.

Jeanne Niquille.

EDITH RUFF, *Jean Louis de Lolme und sein Werk über die Verfassung Englands*. Berlin, Verlag Dr. Emil Ebering, 1934. 167 Seiten. (Historische Studien. 240.)

Der hier im Zusammenhang der Aufklärung einläßlich behandelte Genfer Politiker und Verfassungshistoriker Jean Louis de Lolme (1741—1806) stellt eine jener interessanten und vorrevolutionären Persönlichkeiten dar, die Genf im Rahmen der europäischen Geistesgeschichte eine so hervorragende Position eingeräumt haben. Von vorneherein lehnt es die Verfasserin ab, mehr als nur eine biographische Skizze De Lolmes zu geben. Ihr liegt vor allem daran, einmal De Lolmes Entwicklung als Mensch und Schriftsteller in Konnex mit der politischen Entwicklung seiner Vaterstadt und den leitenden Ideen der Aufklärung zu bringen, den hervorragenden Anteil dieses Mannes am Gedankengut der Aufklärung und an den ideellen Vorbereitungen der französischen Revolution klarzulegen, seine Stellung zu Rousseau und Montesquieu zu fixieren und die mannigfachen Einflüsse seiner Schriften auf den deutschen vormärzlichen Liberalismus zu analysieren. Wenn wir auch bedauern müssen, daß diese Arbeit nicht die erwünschte Biographie dieses Mannes, sondern nur einen Beitrag dazu darstellt, bedeutet die fesselnde Lebensskizze (S. 11—47) und insbesondere die geistesgeschichtliche Würdigung und kritische Analyse seines berühmtesten Buches, der «*Constitution de l'Angleterre*» (1771) doch ein erfreuliches Stück historischer Arbeit und eine Ergänzung zu bisherigen Untersuchungen in ähnlicher Richtung.

B a s e l.

A. B r u c k n e r.

GEISENDORF-DES GOUTTES: *Les prisonniers de guerre sous le Premier Empire — Geôles et pontons d'Espagne. L'expédition et la captivité d'Andalousie*. — Les Editions Labor, Genève, et les Nouvelles Editions latines, Paris; 1933, 1 volume in 4^o, XXX—560 pages, avec 28 planches hors texte et de nombreux bandeaux et culs de lampe.

Si nous avons en notre possession depuis trop longtemps déjà l'excellent ouvrage de M. Théo. Geisendorf-Des Gouttes, sans avoir eu le temps jusqu'ici d'en rendre compte, faute de loisir, nous nous consolons cependant de ce trop long intervalle, par le fait que la grande presse de notre pays et de l'étranger n'a pas laissé, en attendant, de faire aux *Geôles et Pontons d'Espagne*, l'accueil très favorable que ce beau livre méritait à tous égards. En France, en particulier, «*le Temps*» a consacré à M. Geisendorf-Des Gouttes la faveur très flatteuse d'un de ses grands feuilletons, si recherchés par les auteurs, mais que le grand journal parisien n'accorde pas à quiconque.

Et si nous nous plaçons à un autre point de vue que celui de la grande presse, nous pouvons dire d'ores et déjà que sa faveur ne s'est pas trompée d'adresse, et que nous partageons entièrement son opinion quant au livre de M. Geisendorf-Des Gouttes, qui a valu à son auteur le

grade de docteur ès sciences politiques de l'Université de Genève. Nous sommes, en effet, en présence d'un ouvrage clairement composé, agréablement écrit, abondant en révélations originales et qui nous en promet un plus grand nombre encore pour une suite que nous sommes impatients de voir sortir de presse. C'est aussi que le diligent historien, sans s'en tenir aux riches dépôts des Archives nationales de Paris, des Archives du Ministère de la Guerre et du Ministère des Affaires Etrangères de la même capitale, a pris lui-même le bâton du pèlerin et a fouillé consciencieusement les archives de la péninsule ibérique; comme de juste les Archives historiques nationales de Madrid ont retenu le meilleur de son attention, mais les archives locales espagnoles n'ont pas été négligées pour tout cela, en particulier le dépôt de l'*Ayuntamiento* de Cadix. En Suisse, les correspondances des régiments au service de France entre 1807 et 1809, qui sont conservées aux Archives fédérales, ont été utilisées avec fruit, ainsi que les Archives d'Etat de Genève. Enfin une bibliographie clairement disposée donne l'impression que l'auteur n'a rien négligé des auteurs anciens et modernes qui pouvaient servir à son dessein.

La campagne de Napoléon en Espagne, l'expédition du général Dupont en Andalousie, la bataille et la capitulation de Baylen, le martyre enduré sur les pontons de Cadix par les malheureux prisonniers de cette funeste journée appartiennent à l'histoire générale, voire même à la littérature. A ce propos l'on peut dire que nous devons à M. Geisendorf-Des Gouttes un exposé très clair, très impartial, très nuancé de ces divers événements qui ont été l'objet de maintes polémiques de part et d'autre. En particulier le jugement qu'il porte sur le malheureux général Dupont nous paraît mériter d'être retenu; comme il l'indique très justement, tout le génie du grand Empereur ne l'empêcha pas dans la circonstance d'imposer à son divisionnaire une tâche au dessus de ses moyens, et sa colère à la suite de la capitulation du 20 juillet 1808, si elle nous paraît explicable, n'en est pas moins parfaitement injustifiée et retombait sur la première victime de toute cette affaire. D'autre part l'auteur a bien raison de montrer que la capitulation de Baylen n'équivalait en aucune mesure à une reddition en rase campagne, et qu'il s'agissait d'une convention militaire qui sauvegardait l'honneur, la liberté et même le bagage des vaincus, ainsi que l'autorisaient les usages de la guerre, bien moins rigoureux à cette époque qu'en la nôtre; il est vrai que la capitulation fut violée par les Espagnols contre toute bonne foi, en guise de représailles pour les pillages dont les villes de Cordone et de Jaën avaient été les victimes de la part des Français, mais Dupont et son état-major n'encourent aucune responsabilité du fait de cette perfidie.

Dans une seconde partie de son ouvrage, M. Geisendorf-Des Gouttes expose le douloureux calvaire des vaincus, déçus dans leur espoir de recouvrer leur liberté, comme le leur promettait la capitulation, et transportés de Baylen, à la côte sous le soleil torride de l'été ibérique, au

milieu des menaces, des vexations et des violences d'une population surexcitée par les excès d'une guerre injuste et par l'orgueil d'une victoire inespérée. Enfin l'auteur nous fait un tableau exact de l'existence pitoyable des malheureux captifs entassés dans les sinistres pontons de la rade de Cadix, et, s'il n'a pas versé dans un trop facile romantisme, l'examen scrupuleux des documents et des relations les plus dignes de foi suffit amplement pour exciter la pitié du lecteur à quelques cent-trente ans de distance. En vérité, l'on sent partout vibrer l'humanité de M. Geisendorf-Des Gouttes qui, en sa qualité de président de la commission romande des Internés, avait eu déjà l'occasion de se pencher sur les malheurs de la guerre

Pour ce qui concerne plus spécialement notre histoire nationale, ce gros et beau volume ne présente pas moins d'intérêt; comme on sait, en effet, les soldats suisses au service de France et d'Espagne se trouvèrent inopinément en face les uns des autres, dans la fatale journée du 19 juillet 1808; d'une part les conscrits recrutés dans nos cantons d'après les teneurs des conventions franco-suisses, puis les *encarnados* ou les rouges, c'est à dire ceux des anciens régiments helvétiques au service de l'Espagne qui avaient reconnu les aigles de Napoléon, et d'autre part les bleus ou *azulejos* demeurés fidèles à Ferdinand VII et aux autorités qui gouvernaient en son nom. Quoi qu'il en soit de ce tragique épisode, la capitulation de Baylen livra aux vainqueurs cinq bataillons suisses bien diminués par l'effort surhumain qu'ils avaient accompli pour frayer un passage à la malheureuse division Dupont; par des menaces et par des promesses les Espagnols cherchèrent à débaucher ces braves et à les incorporer dans leurs rangs, mais quelle que fût la misère et le triste avenir qui se profilait devant les yeux des captifs, bien peu de nos compatriotes rompèrent leur serment et tous les officiers notamment partagèrent les souffrances de leurs camarades français, sans avoir, comme eux, la consolation de servir encore, par leur exemple de résignation, leur patrie et leur Empereur; cependant quelques uns d'entre eux à force d'ingéniosité, d'énergie et de sang froid parvinrent dans des circonstances extraordinaires à recouvrer leur liberté et à brûler la politesse à leurs cruels geôliers.

L'on voudrait enfin signaler au public la perfection de ce gros volume achevé dans toutes ses parties, muni des tables et des index qui facilitent sa lecture et sa consultation, et illustré de nombreuses planches à l'aquarelle, sans compter les bandeaux et les culs de lampe. En vérité c'est là une oeuvre faite de main d'ouvrier qui respire en tout et partout la conscience et la bonne foi et qui nous rend impatient d'en connaître la suite, consacrée à la captivité des Iles Baléares et de Cabrera, ainsi qu'à la déportation des malheureux prisonniers jusqu'aux lointaines Canaries. Nous déplorons seulement que l'auteur ait cédé à la tentation de la mode actuelle qui relègue les notes à la fin de chaque chapitre, où elles se perdent et demeurent inaperçues, ce qui est regrettable à tous égards, car les notes de M. Geisendorf-Des Gouttes ajoutent au texte et ne ressortis-

sent nullement aux postiches de certains auteurs plus soucieux de l'apparence érudite que de la véritable érudition.

Colombier.

Ed. Bauer.

DR. JUR. EUGEN ISELE, Die Säkularisation des Bistums Konstanz und die Reorganisation des Bistums Basel, dargestellt mit besonderer Berücksichtigung der Entstehung und Rechtsnatur des Diözesanfonds (Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiete von Kirche und Staat, hrsg. von Ulrich Lampert, Bd. 3). Basel und Freiburg 1933. J. u. F. Hess, XXIV + 470 S.

Das vorliegende Werk ist aus einer Freiburger juristischen Dissertation herausgewachsen. Es hat in erster Linie juristischen Charakter, bringt aber eine so eingehende Darstellung der kirchenpolitischen Verhältnisse der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, daß es unbedingt auch die Aufmerksamkeit des Historikers verdient. Der Verfasser gibt einen Überblick über die Geschichte des Bistums Konstanz und schildert die Verbundenheit der schweizerischen, katholischen Kirche mit der deutschen Reichskirche — bis 1803 gehörten 15 eidgenössische Stände zum Bistum Konstanz. Diese Verbundenheit beschränkte sich aber nicht bloß auf das kirchliche Gebiet; sie war auch politisch, da der fürstbischöflich-konstanzische Staat größtenteils innerhalb der Eidgenossenschaft lag. Bis ins Einzelne verfolgt der Verfasser die Entstehung dieses geistlichen Fürstentums — die Schilderung der Endsituation des bischöflichen Besitzes, die eher am Platz gewesen wäre, kommt demgegenüber etwas zu kurz. Eingehend geht der Verfasser auf die große Säkularisation der geistlichen Herrschaften in Deutschland ein, die ihre rechtliche Formulierung im Reichsdeputationshauptschluß [R. D. H. S.] fand. Die Wirkung für unser Land bestand einmal im Verschwinden des Fürstbistums Konstanz, dann im Verzicht auf jede Gerichtsbarkeit und jeden Hoheitsanspruch eines Reichsstandes auf eidgenössischem Gebiet und umgekehrt; vor allem aber wurde durch den R. D. H. S. die Ablösung jener 15 eidg. Stände von der deutschen Reichskirche eingeleitet. Mit Recht stellt der Verfasser diese Ereignisse neben die großen Ablösungsdaten der eidgenössischen Geschichte — was im Schwabenkrieg erkämpft, im Westphälischen Frieden rechtlich fixiert wurde, fand 1803 auf kirchenpolitischem Gebiet seinen Abschluß. Wir brauchen uns bloß einen Augenblick die Fortdauer der Verbundenheit der 15 eidgenössischen Orte mit der Reichskirche vorzustellen, um die Bedeutung der Ablösung richtig einzuschätzen.

Über die Säkularisation des Bistums Konstanz und die Neuordnung der schweizerischen Bistumsverhältnisse besteht eine umfangreiche, ältere Literatur; die vorliegende Arbeit ist die erste wissenschaftliche Bearbeitung des gesamten Fragenkomplexes. Eigentliches Neuland hat der Verfasser betreten mit der sorgfältigen Analyse der Verhandlungen, die zwischen der Eidgenossenschaft und Kurbaden über die Ausführung der Bestimmungen

des R. D. H. S. geführt wurden. Die Eidgenossenschaft strebte eine nationale Bistumsorganisation an und verlangte eine Dotierung derselben aus den Gütern des Hochstifts und Domkapitels Konstanz, die an Kurbaden gefallen waren. Nach langwierigen Verhandlungen kam dank französischer Vermittlung ein Vertrag zwischen der Eidgenossenschaft und Kurbaden zustande, der die Entschädigungspflicht Badens aussprach; Baden hatte eine Summe von 300,000 Gl. aus der ihm zugefallenen konstanzerischen Vermögensmasse auszuschneiden, die nun als Diözesanfonds bezeichnet wurde; es war zweckgebundenes Stiftungsgut zur Dotierung eines zu gründenden Bistums. Der Verfasser schildert ausführlich den juristischen Charakter der Stiftung und verfolgt deren Schicksale in den verschiedenen Kantonen bis in die neueste Zeit. Unter den schweizerischen Klöstern, die Liegenschaften in Schwaben besaßen, wird S. 92 irrtümlicherweise auch die st. blasianische Probstei Klingnau aufgeführt.

Von großem Interesse in geistesgeschichtlicher und politischer Hinsicht sind die verschiedenen Versuche, die nach dem Abschluß der Verhandlungen mit dem Auslande zur Gründung eines neuen schweizerischen Bistums unternommen wurden. Der Verfasser stellt Ablösungsbestrebungen schon im 16. Jahrhundert fest und verfolgt dann den Trennungsgedanken in allen seinen Wandlungen von der Helvetik bis zur endgültigen Ablösung. Anfänglich hatten die führenden Männer des helvetischen Einheitsstaates die Loslösung von jeder fremden, geistlichen Oberherrschaft ins Auge gefaßt; die liberalen Stände wurden aber in ihrem Ablösungswillen gehemmt, seit in Konstanz die geistliche Regierung von Generalvikar Wessenberg, dem Freunde nationalkirchlicher Ideen, ausgeübt wurde. Umgekehrt spornte die josephinistische Kirchenpolitik Wessenbergs die konservativen Stände an, die Loslösung von Konstanz energischer zu betreiben. Den Entscheid brachte das päpstliche Breve vom 2. Nov. 1814, das die Trennung des schweizerischen Gebietes von der Diözese Konstanz aussprach und als Provisorium ein apostolisches Vikariat schuf. Jetzt war die Zeit für die Bistumsprojekte angebrochen; der Verfasser analysiert sie alle unter ausführlicher Resümierung der Quellen.

Die endgültige Lösung, die Reorganisation des Bistums Basel als Bistum Basel-Solothurn [1828 V. 7] durchkreuzte zahlreiche kantonale Sondergelüste. Die große, jahrelang sich hinziehende Auseinandersetzung zwischen den Vertretern staatskirchlicher und römisch-katholischer Anschauungen hatten in der Hauptsache mit dem Sieg der letzteren geendet. Der Verfasser gibt eine Schilderung der Konstituierung des neuen Bistums, der Bischofswahl und Einsetzung, des Kampfes um die Leitung des Priesterseminars etc. — da und dort vermißt man die Schere des Lehrers; aber gerade die Breite der Ausführungen erlaubte es dem Verfasser, sein reiches, kirchenrechtliches Wissen zu entfalten.

Die Arbeit nötigt schon allein durch die gewaltige Masse des verarbeiteten Quellenmaterials Achtung ab. Wer sich mit den kirchenpoliti-

schen Problemen des 19. Jahrhunderts befaßt, wird reichen Gewinn aus ihr ziehen können.

Schaffhausen.

Karl Schib.

KONRAD ESCHER, *Die beiden Zürcher Münster*. Sammlung: Die Schweiz im deutschen Geistesleben, Der illustrierten Reihe 10. Band. Verlag von Huber & Co., Frauenfeld, 1928.

Eine schöne, gründliche und vor allem auch lesbare Arbeit. Es gehört zu Eschers wissenschaftlicher Eigenart, daß er glücklich die streng historische Methode mit lebendigen Formanalysen zu durchsetzen weiß. Im vorliegenden Band gelingt es ihm, die recht komplizierten Wandlungen, die die beiden Zürcher Münster im Laufe der Jahrhunderte durchmachten, für Fachleute und für Laien gleich anschaulich zu verdeutlichen. Bei aller gebotenen Knappheit (rund 100 Seiten Text) wird nichts Wesentliches übersehen. Eine Neuauflage, die hoffentlich in absehbarer Zeit erfolgt, wird beim Großmünster einige neuere Resultate verwenden können, die sich bei der derzeitigen Renovierung ergaben. Es ist aber zu bemerken, daß diese neuern Beobachtungen das Escher'sche Buch nirgends in der Substanz berühren.

Konrad Escher hat übrigens im Anzeiger für Schweiz. Altertumskunde N. F. 1927 ff. Rechnungen und Akten zur Baugeschichte des Großmünsters sehr sorgfältig veröffentlicht und kommentiert. Er ist heute in der schweizerischen Kunstgeschichte der Hauptvertreter der auf Rahn und Zemp beruhenden strengen Zürcher Schule, deren Methoden er elastisch weiter entwickelt hat.

Das Buch ist mit 64 guten und instruktiven Tafeln ausgestattet.

Ibach-Schwyz.

Linus Birchler.